Für alle Freunde und Wohltäter der „Gemeinschaft vom heiligen Josef“ in Kleinhain

ST. JOSEF

23. Heft 2018/2019

Jerome Le Royer
La Salette

Ein Himmelsgeschenk

Liebe Leserin, lieber Leser,

Sie haben die neue Ausgabe der Zeitschrift „St. Josef“ vor sich, und P. Werner Schmid konnte wiederum eine hoffentlich interessante Zusammenstellung verschiedener Beiträge vorlegen.
Die Kirche Christi schreitet auch in unseren Zeiten hoffnungsvoll voran durch die Geschichte – und dies inmitten aller Not und Bedrängnis. Sie wird geleitet vom Heiligen Geist und steht unter dem Schutz mächtiger Fürsprecher bei Gott, vor allem der seligsten Jungfrau Maria, der Mutter der Kirche, deren Gedenktag auf Anordnung von Papst Franziskus künftig am Pfingstmontag gefeiert wird, wo immer dies möglich ist. Der heilige Josef ist der Schutzpatron der ganzen Kirche. Er hat in seinem irdischen Leben Sorge getragen für seine jungfräuliche Gemahlin Maria und für das Jesuskind, das seiner väterlichen Sorge anvertraut war. Er kümmert sich auch um uns, die wir dem ewigen Heil in der Herrlichkeit des Himmels entgegen pilgern.
In der Diözese St. Pölten ist Bischof DDr. Klaus Küng in diesem Jahr emeritiert. Wir danken ihm für seinen treuen Dienst. Sein Nachfolger ist Bischof Dr. Alois Schwarz. So wie bisher ist uns die Verbundenheit mit dem Ortsbischof wichtig. Wir begrüßen Bischof Alois und wünschen ihm Gottes Segen!
Auf diese Weise bietet die „Gemeinschaft vom heiligen Josef“ auch künftig ihre Dienste an: in der Pfarrseelsorge, im theologischen Wirkungskreis, in der kategorialen Seelsorge, in Einkehrtagen und in Exerzitien …
Der Verlag St. Josef ist uns ebenso wichtig wie das Internetapostolat auf stjosef.at und diese Zeitschrift „St. Josef“ für Freunde, Wohltäter und Interessierte. Sie bleibt auch weiterhin kostenlos. Zugleich danken wir allen, die uns in Seelsorge und Apostolat durch aktive Mitarbeit, das Gebet oder auch materiell und finanziell unterstützen.
Wir schließen Sie alle in unser Gebet sowie in die Feier der heiligen Messe ein und wünschen Ihnen Gottes Segen auf die Fürbitte der seligen Jungfrau Maria und des heiligen Josef!

Im Namen aller Mitbrüder
grüßt herzlich
Prof. Dr. Josef Spindelböck,
Moderator

Kleinhain, 7. Oktober 2018

Inhalt

Ein Himmelsgeschenk 3
25 Jahre Werk Mariens 4
Ewige Profeß 6
Maria in Ephesus 8
Franziska Senninger OP . . 16
Gott ist der Himmel 24
La Salette 26
Der Mann, der Montreal geplant hat 34

Waidmannsfeld – die Heimat des kleinen Josef

„Josef"

Ein Himmelsgeschenk

Seit über neun Jahren warteten sie auf Nachwuchs. Jahr für Jahr ein banges Hoffen – aber vergeblich. Zudem kam die Sorge des Alters: sie ging allmählich auf die 40 zu. Schließlich riet ihnen im Sommer 2016 ein Bekannter, sich in diesem Anliegen an den hl. Josef zu wenden und ihm ein großherziges Versprechen zu geloben. Er übergab ihnen ein Buch mit einer 31-tägigen Andacht zu Ehren des Nährvaters Jesu und empfahl ihnen zudem, sein Bildnis oder eine Statue in ihrem Haus aufzustellen. Und so geschah es: Die Andacht wurde gehalten und später auch eine Statue von einem Schnitzer aus Tirol erworben und aufgestellt. Dann vergingen Monate.

Anfang März 2017 wurde ihnen eine Wallfahrt auf den Josefsberg bei Mariazell angeraten. Sie sollten dort am 19. März das Hochfest des Bräutigams der Gottesmutter und Nährvaters Jesu mitfeiern und dazu vorbereitend auf dieses Fest auch eine Novene beten. Beides haben sie treu getan – verbunden mit dem Vorsatz: Wenn es ein Mädchen wird, wird es eine Josefa, und wenn es ein Bub wird, wird es ein Josef. – Es wurde ein Josef! Und um auch jeglichen Zweifel auszuschließen, wem dieses Geschenk des Himmels zu verdanken ist, erblickte er am 19. Dezember 2017 – also genau neun Monate nach dem Hochfest des hl. Josef und ihrer Wallfahrt auf den Josefsberg – das Licht der Welt. Groß war die Freude und groß auch die Dankbarkeit für dieses wunderbare Geschenk, das den Eltern durch die Fürsprache des hl. Josef vom Himmel zuteil wurde.

Am Sonntag, den 18. März 2018, am Vortag des Josefsfestes, wurde der kleine Josef in der Pfarrkirche seiner Heimatgemeinde (Bild links oben) getauft.

Dank sei Dir, hl. Josef, für Deine wunderbare Hilfe!

St. Josef

Aus unserer Gemeinschaft
in Kleinhain

Pfarrer Christian Poschenrieder
erfreute mit dem Fisch ICHTYS die Kinder.

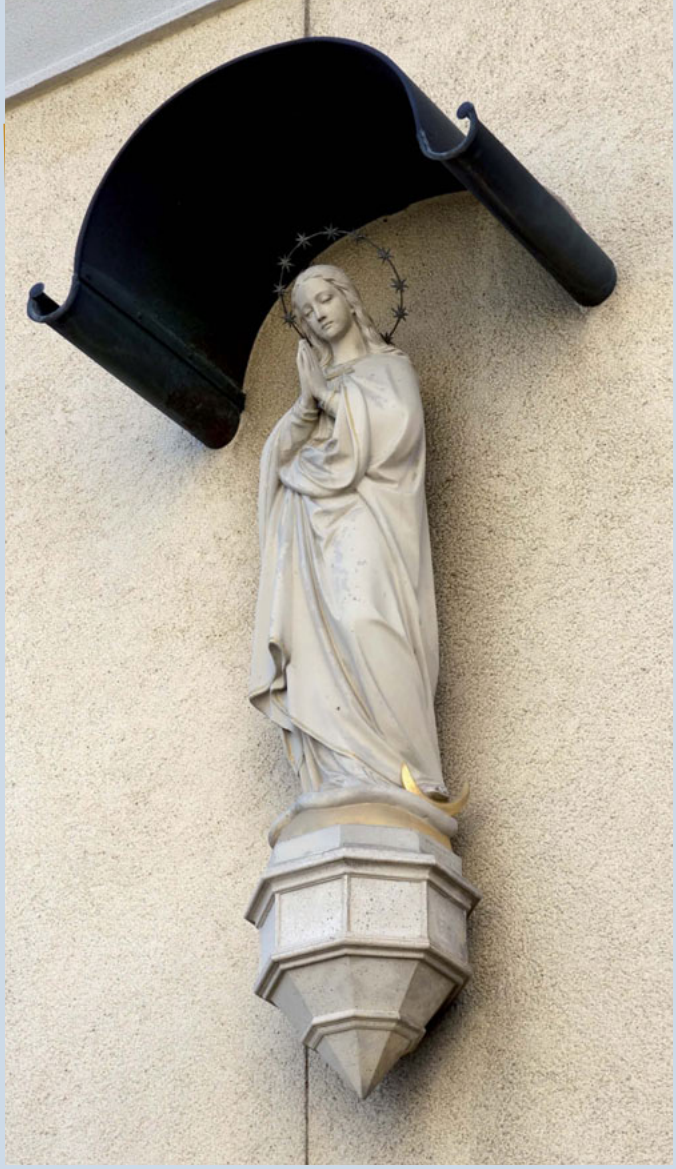
Pfarrer Christof Heibler bei der Feierstunde
am 11. Februar 2018 in Kleinhain

25 Jahre Werk Mariens

Vor 25 Jahren, am 28. 1. 1993, erwarb der Verein „Werk Mariens“ mit dem Segen des Bischofs und gegen den Widerstand der Straße und der Medien das Gasthaus Steiner in Kleinhain. Aus dem anfänglichen Quartier für Theologiestudenten entstand zwei Jahre später die kirchlich errichtete Gemeinschaft vom heiligen Josef. Bald darauf gab es die ersten Priesterweihen und prominente Besuche. Inzwischen sind die Mitglieder der Gemeinschaft vom hl. Josef mit verschiedenen Seelsorgsaufgaben in der Diözese St. Pölten betraut: als Pfarrer, als Dechant oder als Lehrende an der Hochschule.

Die Statue an der Straßenfassade erinnert daran, wem dieses Anwesen zu verdanken ist. Im Eingangsbereich ist es zudem in goldenen Lettern verewigt: HIC DOMUS EST OPUS MARIAE ET DOMINIUM EIUS – dieses Haus ist ein Werk Mariens und ihr Eigentum.

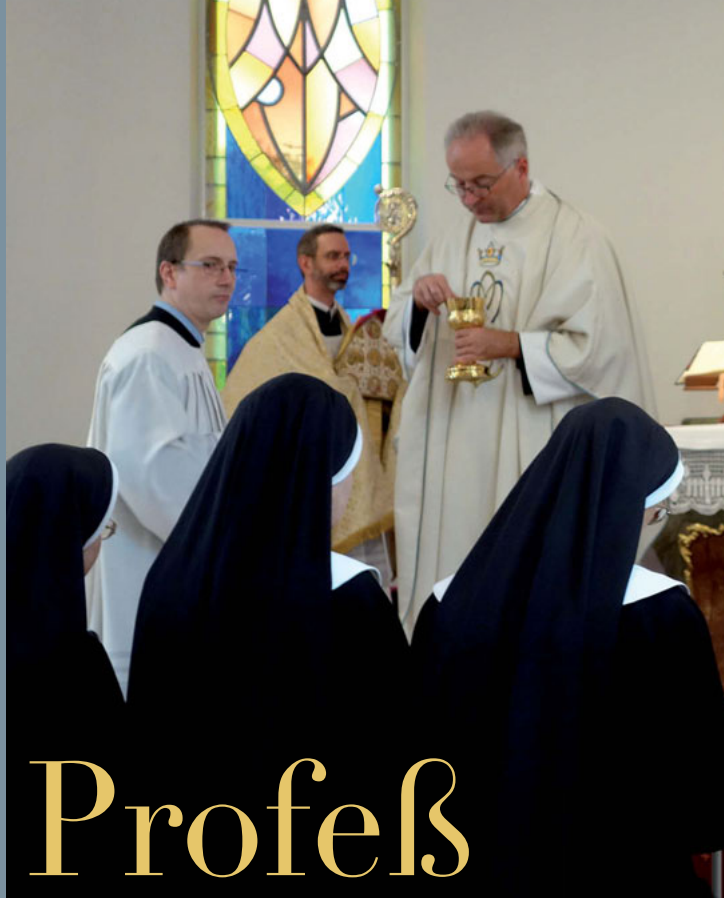
Was beim wöchentlichen gemeinsamen Tag in Kleinhain von allen Mitgliedern als „Mutterhaus“ der Gemeinschaft geschätzt wird, entstand nicht ohne Mühen und Widerstände. Vor allem aber: es entstand mit Hilfe zahlreicher Wohltäter und es entstand mit dem Segen des Himmels. Grund genug, um nun nach einem Vierteljahrhundert für all das Gute gebührend zu danken.



Statue an der Straßenfront
unseres „Mutterhauses“ in Kleinhain

Im Rahmen einer kleinen Feierstunde zu Ehren der allerseligsten Jungfrau, als deren „Eigentum“ wir unser Haus in Kleinhain betrachten, waren zahlreiche Gäste gekommen, junge Familien mitsamt ihren Kindern, Wohltäter der Gemeinschaft und Ordensschwestern, die mit uns geistig verbunden sind. Nach einer Einführung durch den Obmann des Vereins „Werk Mariens“, Pfarrer Christof Heibler, gab es abwechselnd musikalische Darbietungen der Schwestern aus Hürm, Gerersdorf und dem Ministrantenchor aus Traismauer. Dazwischen wurden von Pfarrer Andreas Hofmann Mariengedichte aus den verschiedensten Jahrhunderten vorgetragen (Walter von der Vogelweide, Dante, Rilke, Hölderlin, Eichendorff, Hesse u.v.a.).

Am 1. September 2018 legte Sr. M. Theresa Carbone im Kloster Gerersdorf ihre ewige Profeß ab. Pfarrer Christian Poschenrieder von der Gemeinschaft vom hl. Josef hatte sie 2011 mit den Dienerinnen der Immaculata erstmals bekannt gemacht. Altbischof Klaus Küng leitete die Festfeier.



Ewige Profeß

Daß eine Profeßfeier vor aller Öffentlichkeit geschieht, hat den Charakter eines Zeugnisses, eines Bekenntnisses. Denn es wird im Namen der Kirche feierlich erklärt: Die Nachfolge Christi unter dem Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams, dieser Weg ist groß! Es ist ein Weg, den unser Herr und Heiland Jesus Christus geraten hat, den die Kirche immer gekannt hat und der auch heute genauso richtig ist wie damals. Denn es ist ein Weg großer Liebe.

Liebe bindet sich. Sie ver-bindet sich mit dem geliebten Du. Nicht nur für heute und morgen, sondern für immer. Denn Liebe will Dauer, Ewigkeit. Profeß heißt Versprechen, und Ewige Profeß bedeutet, daß dies eben nicht nur vorübergehend ist, nur für eine gewisse Zeit, sondern bleibend, für immer. Es ist verständlich, daß viele junge Menschen heute Angst haben und vor dem Wort „immer“ zurückschrecken. Denn es ist eine leidvolle Erfahrung, daß die Angebote, die die Welt zu bieten hat, nicht halten, daß die Blume verwelkt, Verträge gebrochen werden und sich auch in der selbstlosesten menschlichen Liebe das Ego, das eigene Ich, hineinzumischen sucht. Vielleicht kommt aus all dem diese Unsicherheit, daß man sich scheut, Bindungen einzugehen, die bleibend sind und den ganzen Menschen betreffen. Das Probieren, das Auswechseln und Verändern ist heute angesagt. Die Unverbindlichkeit ist das Zauberwort unserer Tage.

Hier liegt übrigens auch ein wesentlicher Unterschied zwischen evangelischen und katholischen Christen: Der Katholik ist festgelegt. Er ist festgelegt durch die verbindliche Glaubens-

„Empfangen Sie den Brautkranz.
Tragen Sie ihn für Christus, den Bräutigam, damit er Sie einst, wenn er wiederkommt, krönt mit seiner ewigen Liebe.“

lehre, durch das Sakrament der Ehe und ihrer Unauflöslichkeit, durch das Sakrament der Priesterweihe, die Ordensgelübde, den verpflichtenden Besuch der Sonntagsmesse und durch die Gebote der Kirche. Und wir wissen nur allzu gut, wie oft man uns einreden möchte, daß dies Fesseln seien, die wir abstreifen müßten. Aber wir sagen bewußt „Ja“ dazu!

Und so ist eine Profeßfeier immer auch eine Gelegenheit, dieses Ja vor aller Welt zu bekennen. Denn auch der Herr hat sich gebunden und sich binden lassen. Er hat sich aus der unendlichen Freiheit seines göttlichen Lebens eingebunden in die engen Grenzen unseres irdischen Lebens. Er hat sich aus Liebe verbunden mit unserem menschlichen Fleisch und Blut – und zwar nicht auf Probe, nicht vorübergehend, nicht unverbindlich, sondern für immer. Dies war zugleich seine ewige und „göttliche“ Profeß. Die ewige Profeßfeier unseres Herrn Jesus Christus. Und weil Gott dies zuerst getan hat, weil er sich für ewig seiner Schöpfung vermählt hat, deshalb gibt es als dankbare Erinnerung daran auch das bleibende Ja seiner Geschöpfe: im Ja der Ehe. Im Ja der Priesterweihe. Und im Ja der Ordensprofeß!

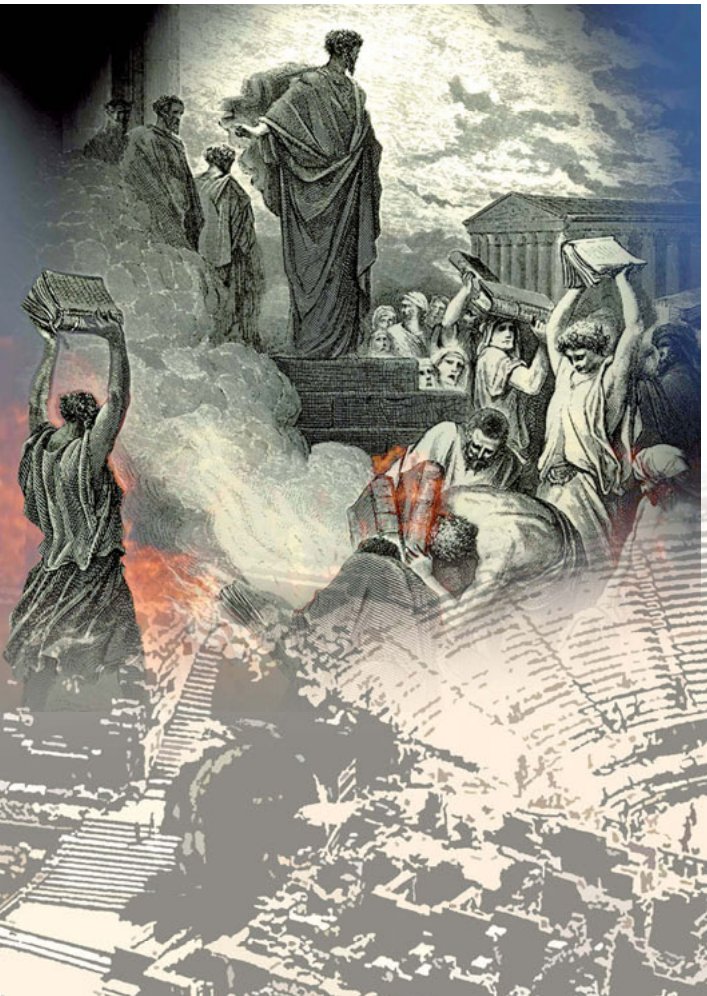
Das Haus
der Gottesmutter

MARIA IN

Das Johannes-Evangelium berichtet uns über das letzte Vermächtnis des sterbenden Erlösers vom Kreuz herab: „Als Jesus seine Mutter sah und bei ihm den Jünger, den er liebte, sagte er zu seiner Mutter: Frau, siehe dein Sohn! Dann sagte er zu dem Jünger: Siehe, deine Mutter! Und von jener Stunde an nahm sie der Jünger zu sich“ (Joh 19,26–27). –

EPHESUS

Dies bedeutet – wie uns auch älteste Traditionen bestätigen – daß Johannes sie wohl auch mitgenommen hat nach Kleinasien, nach Ephesus, wo er als Apostel segensreich wirkte.
Ephesus war mit seinen etwa 200 000 Einwohnern einst die fünftgrößte Stadt des Römischen Reiches. Sie war nicht nur ein kulturelles Zentrum und eine blühende Handelsstadt am Meer (das damals bis an Ephesus heranreichte), sondern sie besaß mit dem Tempel der Artemis auch eines der sieben Weltwunder der Antike. Die Stadt lag zwischen markanten Hügeln und war von einer 9 km langen und 10 m hohen Mauer umgeben. Der hl. Paulus hielt dort zwei Jahre lang täglich seine Vorträge im Lehrsaal eines gewissen Tyrannus. Auf diese Weise hörten alle Bewohner Kleinasiens, Juden wie Griechen, das Wort des Herrn (vgl. Apg 19,10). Und es heißt weiter: „Viele kamen zum Glauben und sie bekannten ihre Untaten. Andere brachten ihre Zauberbücher herbei und verbrannten sie öffentlich. Man berechnete ihren Wert und kam auf 50 000 Silberdrachmen. So breitete sich das Wort des Herrn mächtig aus und erstarkte“ (Apg 19,18–20). Weil die Kunsthandwerker ihre heidnischen Artemisfigu -



ren dadurch immer weniger verkaufen konnten, regte sich Widerstand. Bei einem von Demetrius angezettelten Aufruhr der Silberschmiede kam

Bild oben: Artemis-Statue
Unten: Die heutigen Ruinen des Theaters in Ephesus

Der „innere Bezirk“ unmittelbar vor dem Haus Mariens

es im Theater zu einer riesigen Volksversammlung, sodaß Paulus letzten Endes gezwungen war, die Stadt zu verlassen (vgl. Apg 19,23–40).
Für die Welt ist Ephesus heute nur noch ein Ruinenfeld und ein Ort der Denkmalpflege. Für das christliche Bewußtsein dagegen ist es ein lebendiger Quellort geistiger Kraft: durch den Epheserbrief des hl. Paulus, durch das Johannes-Evangelium, das dort entstand, durch das Konzil von Ephesus und nicht zuletzt durch das Haus Mariens, in dem der Überlieferung nach die Mutter des Herrn viele Jahre gewohnt hat.
Zu diesem Haus in der Bergeinsamkeit nahe der Stadt Selcuk (wie Ephesus heute heißt) führt eine gut ausgebaute Straße, die im Jahre 1950 von

der türkischen Tourismusbehörde errichtet wurde. Dabei kommen nicht nur christliche Pilger und Besucher aus allen Teilen der Welt, sondern auch Muslime und vor allem muslimische Frauen. Weil einige radikalreligiöse Gruppen dies jedoch verurteilen, wird aus Sorge vor Zwischenfällen das ganze Areal rund um die Uhr vom türkischen Militär bewacht.

Am Beginn der Wallfahrtsstätte befinden sich alle notwendigen Einrichtungen, die für eine derartige Anlage notwendig sind: Parkplätze, Kartenverkauf, Informationsbüro, Restaurant, Andenkenläden, Sicherheitsdienste usw. Sie bilden sozusagen den „Vorraum“. Von hier aus gelangt man dann in den inneren Bezirk. Und damit beginnt ein Bereich, der gänzlich eingebunden ist in die Schönheiten der Natur mit ihren Formen und Farben. Es ist, als würde man zugleich ein Stück Paradies betreten – alles wirkt einladend und gepflegt und fordert auf zum Schauen und Verweilen. Es ist ein Gefühl der Geborgenheit und des Friedens, das diesen Ort umgibt wie durch eine geheimnisvolle Anwesenheit Mariens.
Die Geschichte des Hauses ist in verschiedenen

Sel. Anna Katharina Emmerick (1774–1824)

Sprachen auf großen Tafeln nachzulesen: Wie es wiederentdeckt wurde aufgrund der Visionen der seligen Sr. Anna Katharina Emmerick, die – ohne jemals dort gewesen zu sein, die Örtlichkeit und die Lage des Hauses ganz genau beschrieben hat, wie es restauriert wurde und allmählich die ersten Pilger kamen, bis dann schließlich auch in jüngster Zeit drei große Päpste das Haus besuchten: Papst Paul VI. (1967), Papst Johannes Paul II. (1979) und Papst Benedikt XVI. im Jahre 2006.

Mit der Auffindung des Hauses verband sich außerdem die Entdeckung jener Quelle, aus der wohl auch die Gottesmutter getrunken hatte und ohne die ein Leben dort auf dem Berg nicht möglich gewesen wäre.

Wenn am Abend die letzten Touristen den Ort verlassen haben, wird es wieder still. Nur der Gesang der Vögel ist zu hören – und das Gebet der Schwestern, die das Heiligtum betreuen.

Das zweite Gedenken in Ephesus gilt dem hl. Apostel Johannes, dessen Obhut die Gottesmutter anvertraut wurde. Nach altkirchlicher Überlieferung war Johannes nach Ausbruch der Verfolgungen in Jerusalem nach Kleinasien gekommen (zusammen mit der Gottesmutter und vermutlich auch mit Maria von Magdala). Durch ihn entstand dort eine erste christliche Gemeinde. Nach dem Apostelkonzil

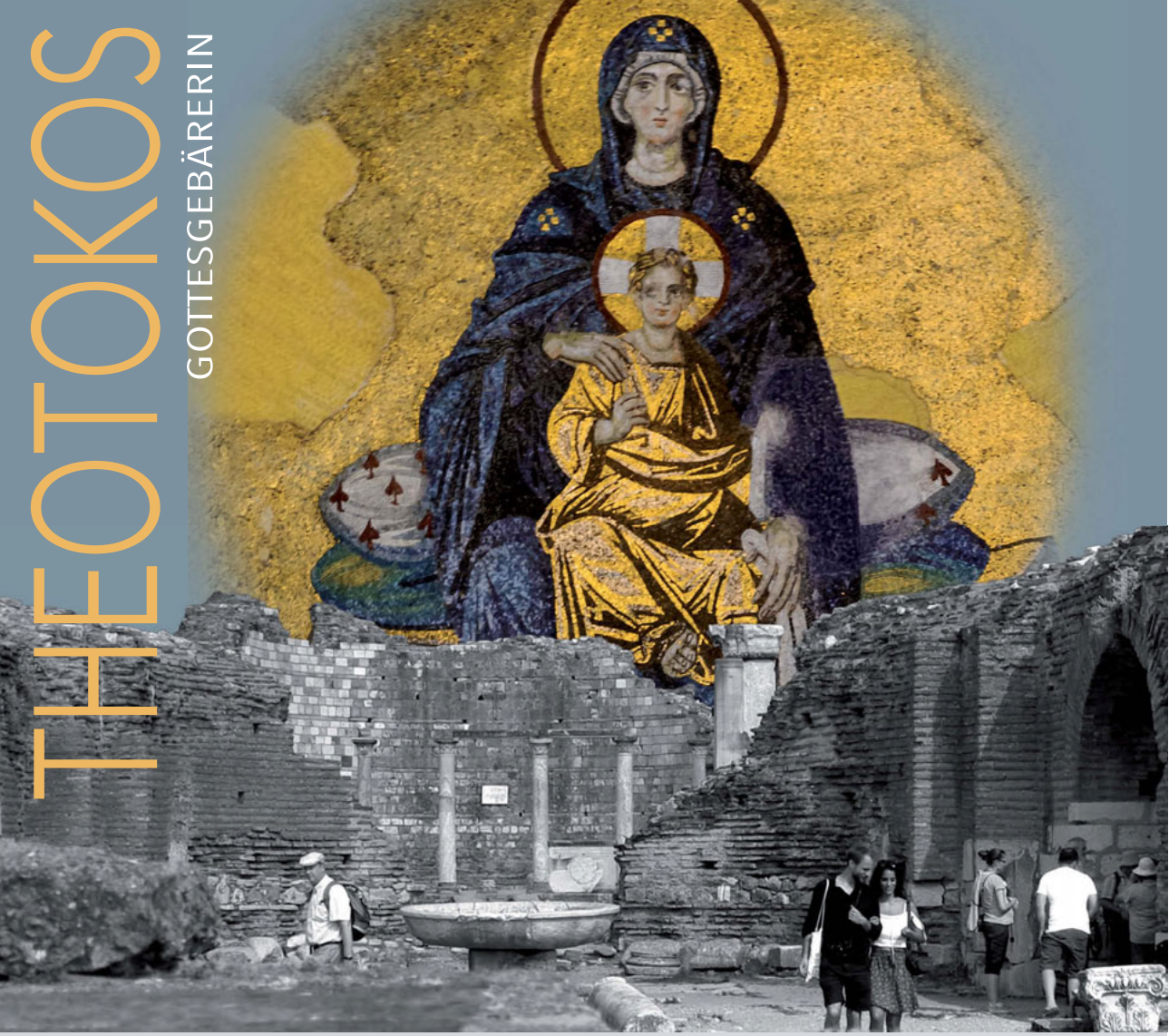
Johannes in EPHESUS

kehrte er wieder nach Ephesus zurück und verfaßte dort – nach einer kurzzeitigen Verbannung auf die Insel Patmos – sein Evangelium, die Briefe und die Apokalypse.
Als „Priester, Zeuge und Lehrer der Gemeinden von Kleinasien" stärkte er damit die Christen gegen die auftretenden Irrlehren, indem er besonders die Größe und Herrlichkeit des menschgewordenen Gottessohnes hervorhob.
Nach seinem Tod wurde Johannes in Ephesus bestattet. Später wurde ihm zu Ehren über seinem Grab eine Basilika errichtet, direkt unterhalb der byzantinischen Festung. Es muß eine gewaltige Kirche gewesen sein, wie heute noch aus den Mauern und Säulenresten zu ersehen ist. Direkt über dem Grab befand sich der Altar, von dem noch die Steinplatten und vier weiße Säulen, die vermutlich einen Baldachin trugen, erhalten sind.

Von ähnlicher Größe war auch die Marienkirche in Ephesus, in der im Jahre 431 das dritte ökumenische Konzil abgehalten wurde. Auch das erste in dieser Reihe fand in Kleinasien statt, und

THEOTOKOS

GOTTESGEBÄRERIN



zwar im kaiserlichen Sommerpalast in Nizäa. Zentrales Thema war dabei die Gottheit Christi. 60 Jahre später beim Konzil in Konstantinopel stand dann die Gottheit des Heiligen Geistes im Mittelpunkt.

Und beim 3. allgemeinen Konzil im Jahre 431 in Ephesus wurde die Frage behandelt, ob in Christus neben den beiden Naturen auch zwei Personen, also eine menschliche und eine göttliche Person anzunehmen seien. Der Versuch einiger Theologen, Maria nur als Christusgebärerin zu bezeichnen, hätte diese Vorstellung nahegelegt. Indem aber das Konzil in Ephesus der Mutter des Herrn den Titel Theotokos, Gottesgebärerin, zuerkannte, wurde damit zugleich die Wahrheit bekräftigt, daß es in Christus zwar zwei Naturen gibt, aber nur eine Person, nämlich die göttliche. Und weil eine Mutter nicht bloß eine menschliche Natur zur Welt bringt, sondern eine Person – die in diesem Fall die zweite göttliche Person der heiligsten

In einem Brief, den die Konzilsväter von Ephesus 431 an die Geistlichkeit in Konstantinopel geschrieben hatten, erwähnten sie, dass es Ephesus war, „wo Johannes der Theologe und die Gottesmutter, die heilige Jungfrau, sich von der Versammlung der heiligen Väter trennten".

(Zit. Michael Hesemann, Die Tagespost vom 28.11.2006)

Dreifaltigkeit ist – wird die allerseligste Jungfrau zurecht als Gottesmutter bezeichnet und verehrt.
Der Westen Kleinasiens war damals wirklich ein Fruchtgarten des christlichen Glaubens. Heute sind nur mehr die Reste zu sehen. In Ephesus bzw. im Ort Selcuk mit seinen über 36 000 Einwohnern gibt es keine einzige Kirche. Gottesdienste finden nur in privaten Räumen statt. Auf einer kleinen Tafel ist zu lesen: „Selcuk, katholische Kirchengemeinde 2013".
Wir waren tief beeindruckt von der Atmosphäre eines Christentums, das sich als Minderheit und oft auch verborgen behaupten muß und das von jedem einzelnen das mutige Zeugnis des Glaubens verlangt.
Eine öffentlich sichtbare Kundgabe dieses Glaubens ist dabei das jährliche Fest zu Ehren des Apostels Johannes über dem Grab in den Ruinen seiner Basilika. Die Christen sind dankbar für ein derartiges Erlebnis, und sie zeigen das auch in ihren spontanen Äußerungen. Wann werden sie wieder einmal einen Nachfolger der Apostel sehen und einen Priester haben, der ihnen die Sakramente spendet?
Beim Haus Mariens auf dem Nachtigallenberg steht nebenan eine kleine Tafel, auf der einige Suren aus dem Koran zitiert werden, in denen die Mutter Jesu erwähnt wird: „O Maria, siehe, Allah hat dich auserwählt und hat dich gereinigt und hat dich erwählt vor den Frauen aller Welt" (Sure 3, Vers 43).
Wird sie einmal in diesem Land der Wegweiser sein zum Licht? Wir wissen es nicht. Noch ist es so, daß der Drache das Kind der sonnenumkleideten Frau verfolgt, wie es Johannes in seiner Vision geschaut hat. Freilich wissen wir auch, wie es weitergeht: daß der Drache am Ende gegen sie nichts vermag, weil sie alle Schlachten Gottes gewinnt, da sie die Mutter des Lammes ist.

Sr. M. Franziska Senninger OP

Dominikanerin, 1928–1985

Sr. Maria Franziska Senninger OP wirkte über 25 Jahre als Lehrerin an der Mädchenrealschule im Filialkloster St. Josef in Schwandorf, Oberpfalz, ehe sie am 20. April 1985 nach schwerem Krebsleiden starb.

Erst nach ihrem Tod wurde durch ihre handschriftlichen, stenographischen Aufzeichnungen aus den Jahren 1976–1985 in 15 Kalenderbüchlein bekannt, daß sie zeitlebens ein verborgenes mystisches Leben geführt hat, und zwar von einer solchen Fülle und Tiefe, daß sich für ihre Priorin Sr. Dr. Roswitha Schneider im Nachhinein „wahrhaft ein Vorhang öffnete, der den Blick frei gab in das Dahinter, das Metaphysische, die Übernatur, die Welt des Glaubens und der Gnade und der Seele. Gott ist hier eingetreten in das Leben eines Menschen. Welch ein Schauspiel!“

Sr. Franziska konnte Jesus in der hl. Hostie während der hl. Messe und im Tabernakel erleben und ihn in verschiedenen Gestalten und priesterlichen Meßgewändern des Kirchenjahres, mit und ohne Dornenkrone, sehen, hören und mit ihm sprechen und schließlich ihr Leben für ihn beenden.

Ähnlich wie der hl. Caterina von Siena (1347–1380) wurden 600 Jahre später auch ihrer Mitschwester Franziska Senninger OP tiefe Einsichten und mystische Erfahrungen im Zusammenhang mit der hlst. Eucharistie geschenkt, um die Menschen unserer Tage an die Erhabenheit und Größe dieses Allerheiligsten Sakramentes zu erinnern.

Jesus hat es mich gelehrt …

Sr. Franziska schrieb am Ende ihrer Aufzeichnungen: „Für Mutter Priorin M. Roswitha Schneider nach meinem Tod … diese Tagebüchlein gehören alle der lieben Mutter Priorin von St. Maria a. d. Isar. Und wenn sie sie gelesen hat, darf sie sie alle verbrennen, wenn sie will.“ Die Priorin kam nach reiflicher Überlegung zu dem Ergebnis, diese Großtaten Gottes zu verkünden und auch anderen Menschen daran Anteil zu geben.[1] Darin heißt es:[2] „Die Schwester hat Jesus in der hl. Hostie in unaussprechlichem Lichtglanz und grandioser Herrlichkeit geschaut, und sie war und blieb von dieser Schau so überwältigt, daß sie Ihn nur in tiefster Ehrfurcht anbeten und empfangen konnte. Das mußte sie auch nach außen zeigen. Sie konnte nicht anders, nur knieend empfing sie Ihn, wollte Ihn nicht mit der Hand nehmen. Das hat sie ihr ganzes Leben lang durchgehalten – zitternd und bebend voller Angst und trotz aller Hemmungen, auffallen zu müssen. Man verstand sie nicht, und sie verstand die anderen nicht, konnte sie nicht verstehen, weil ihr die Diskrepanz bewußt war zwischen der Schau Seiner unendlichen Herrlichkeit und diesem Empfang im Stehen. ‚Warum hast Du Dich mir in Deiner Herrlichkeit gezeigt, so daß ich Dich nicht stehend und mit der Hand empfangen kann?‘[3] So ging sie ihren Weg kompromißlos weiter, ohne ihn anderen aufzudrängen.“
Die Tagebuch-Eintragungen beginnen 1975 und enden kurz vor ihrem Tod. Auf den folgenden Seiten werden nun einige Aufzeichnungen aus diesen Jahren wortgetreu wiedergegeben:

---

1 Vgl. „Weil Jesus es mich selbst gelehrt hat …“ Aufzeichnungen einer Dominikanerin, zusammengestellt und kommentiert von Sr. Maria Roswitha Schneider OP, Regensburg 2006. Kloster der Dominikanerinnen St. Maria an der Isar, Klosterstraße 12, D–84183 Niederviehbach.
2 Vgl. S. 34f.
3 Vgl. 22. September 1978.

Aus ihren Aufzeichnungen

1951 **24. Mai:** In Miesbach bei der Fronleichnamsprozession hatte sie vor dem Allerheiligsten am Altar vor dem Rathaus ihr Berufungserlebnis, als Jesus ihr ganz deutlich sagte: „Wenn du Mich liebst, dann kommst du!“

1955 **Klostereintritt**

1958 **4. August:** Sr. Franziska sieht mit den Augen ihres Leibes zum erstenmal Christus in seiner Herrlichkeit in der hlst. Eucharistie und zugleich, wie er sich als Gekreuzigter dem himmlischen Vater hingibt in der hl. Hostie und ausgestreckt und ausgespannt am Kreuz liegt. Auf dieses Geschehen vom 4. August, das sie nach der Taufe als die größte Gnade ihres Lebens bezeichnet, wird sie später immer wieder zurückkommen.

1960 **Ewige Profeß**

1976 **31. Mai:** Jesus ist mehrere Male am Tag, wenn ich beim Tabernakel knie, zum Greifen nahe. Es ist, als ob es nichts Vertrauteres und Bekannteres auf der Welt gäbe als Seine allerheiligste Gestalt und Sein gottmenschliches Wesen.
4. August: Heute Gedenktag an den schönsten Tag meines Lebens, den 4. 8. 1958, als ich Ihn zum erstenmal in Seiner unendlichen Herrlichkeit in der Eucharistie sah …

Bild links:

Die hl. Caterina von Siena empfängt auf ihrem Krankenlager die hl. Kommunion: „Sie sah, wie eine engelgleiche Gestalt auf sie zukam; doch es war, wie sie sagte, kein Engel, sondern die Gestalt des Heiligen Geistes. Er trug in seiner Hand eine große Hostie und spendete ihr die Kommunion. Sogleich spürte sie den Duft und den Wohlgeschmack, den sie zu spüren pflegte, sooft sie kommunizierte. Und auf einmal wurde sie so kräftig, daß sie ohne fremde Hilfe aufstand und durch das Haus ging."

(Tommaso Caffarini, *Supplementum* II, 6, 46)

1977

20. November (Christkönigsfest): Jesus sagte: „Ich möchte dir Meine Dornenkrone schenken. Sieh, das war Meine Liebe! Ich habe sie für dich getragen und dich damit erlöst. Laß dich beschenken, ohne daß du selbst Leistungen vollbringst."

4. Dezember: Auf einmal beim Agnus Dei sehe ich Jesus ganz groß im violetten Meßgewand des Priesters dastehen, leidend, mit der Dornenkrone, unaussprechlich erhaben und majestätisch auch im Leiden noch, so anbetungswürdig und groß, daß ich niederfallen möchte, wenn ich nicht schon knien würde.

1978

19. Juni: Bei der Kommunion stand Jesus in ganzer Gestalt vor mir.

18. Juli: „Du bist Meine Sendbotin, um den Menschen Meine unendliche Majestät und zugleich Meine innige Liebe zu zeigen …" Ich schaute innerlich Seine unendliche Majestät und Erhabenheit, während mir zugleich Seine Liebe gezeigt wurde.

22. September: Warum hast Du Dich mir in Deiner Herrlichkeit gezeigt, so daß ich Dich nicht stehend und mit der Hand empfangen kann?

19. Oktober: Heute spüre ich auf einmal wieder, daß ja meine Berufung in dem wunderbar leuchtenden Kreuz in der hl. Hostie vom 4. 8. 58 liegt, und ich weiß jetzt wieder viel mehr, daß Jesus mir damals schon gezeigt hat, was mein Leiden sein wird, nämlich das Leiden um die Hand- und Stehkommunion, weil das Kreuz in der hl. Hostie war …

26. Oktober: Heute bei der hl. Kommunion, d.h. Danksagung, stand Jesus auf einmal da mit ausgebreiteten Armen, lange, lange, in einem weißen Gewand.

Allerheiligen: Bei der Danksagung kann ich mich nicht sattsehen, o Jesus. Du bist ein unendlich süßes Geheimnis in Deiner Hoheit und Majestät, so anbetungswürdig, so erhaben, so unendlich anziehend und beglückend, weil alle Deine göttlichen Eigenschaften durch Dein unsagbar anmutiges Wesen hindurchleuchten …

24. Dezember: Bei der hl. Wandlung war Jesus wunderbar da in Majestät und Glanz und Licht und Schönheit, so voll Hoheit und Anmut zugleich, daß es unaussprechlich ist, wie er beim Letzten Abendmahl selbst die Worte der Einsetzung spricht … Ich spürte, daß Er mir zeigen wollte, wie Er Sein ganzes Leben in der Eucharistie wiederholt.

1979

7. Januar: „Ich will, daß du Meine heiligste Mutter sehr innig verehrst“.
8. April: Jesus will mich ganz ausdrücklich als Gefährtin Seines Leidens in der heiligsten Eucharistie haben.
31. Mai: Auf einmal erkannte ich mit großer Freude und großem Glück, daß mich Jesu Blick ganz von Sünden reinwäscht.

1980

2. Februar: Ich habe Ihn gesehen in Seiner unendlichen, unaussprechlichen, lichtvollen Herrlichkeit.
23. März: Heute bei der Danksagung durfte ich Dich erkennen: so groß und voll Hoheit, Majestät und Allmacht und zugleich voll geheimnisvoller Liebe.
31. Juli: Es ist einfach wunderbar, wie Jesus da steht, wie Er für mich da ist. O mein Gott, wie weh tut das, daß man es niemand sagen kann, und wie sehne ich mich hinaus aus dieser Welt, nach dem Himmel. Dort verstehen sich alle, dort ist nichts mehr verborgen, dort ist kein Schleier mehr und keine Blindheit unserer Herzen.
28. August: Jesus sagte bei der hl. Kommunion, wie gern Er möchte, daß ich mich in allen kleinsten Begebenheiten meines Lebens an Ihn wende, sie mit Ihm teile, immerfort mit Seinem allerheiligten Herzen verbunden bin, indem ich alles Ihm schenke, nicht nur, was mir schwerfällt, sondern einfach mein ganzes Leben, Fühlen, Wollen, Wünschen und Vollbringen, Leid und Freude, Enttäuschungen und Mißerfolge …

1981

15. Januar: Ich kann keiner Mitschwester und keinem Katholiken mehr gram sein – sie verstehen es ja nicht, haben Jesu Gnade nicht so bekommen, daß Er es ihnen gezeigt hätte wie mir. O mein Jesus, ich will mit Deiner Gnade tapfer weiterleiden.

10. Juli: Bei der Danksagung hörte oder sah ich die Worte: „Du ahnst nicht, wie tief und innig Ich mit dir vereinigt bin, wenn du Mich in der hl. Kommunion empfängst. Es ist eine so tiefe und wahrhafte Vereinigung, daß es ganz bedeutungslos ist, ob du dabei etwas empfindest und hörst oder nicht.

3. September: Er zeigte mir, wie ich aus der Heiligsten Dreifaltigkeit als Geschöpf hervorgegangen bin, weil sie – die drei göttlichen Personen – mich gedacht, gewollt und mich ins Dasein gerufen haben. Es war, als wenn ich als ein Hauch aus der Gottheit hervorgegangen wäre, unmittelbar aus der hl. Hostie heraus …

2. Oktober: „Es ist nicht gut, wenn Ich dich ganz von deinen Fehlern befreie, sonst hast du keine Demut."

18. Oktober: „Sag ja zu deinen Fehlern! Nimm sie Mir zuliebe an, weil ich dich so klein und arm und mit Fehlern will. Losgelöst von dem Eindruck, den du wegen deiner Fehler machst, kann Ich doch gerade dann Meine Pläne mit dir verwirklichen, denn es kommt Mir darauf an, daß du dich als ein Nichts fühlst und erkennst."

21. Oktober: Abends erlebte ich auch Schmerzliches, weil ich gar nicht verstanden, sondern mehrmals ausgelacht wurde. Aber Jesus tröstete mich beim Tabernakel und zeigte mir das Bild, daß ich Anteil an Seiner Dornenkrone bekomme.

9. November: „Ich schenke dir Meinen Glanz, Meine Schönheit, Meine himmlische Herrlichkeit. Weil Ich Mich mit dir vereinige, darum wird die Häßlichkeit deiner Seele, die von der Sünde kommt, ganz hinweggenommen durch Meinen Glanz, durch Meine Schönheit, die von Mir auf deine Seele übergehen."

24. Dezember: O mein Gott, wieviel hat mich in diesen schmerzlichen Tagen, an denen mir die Hand- und Stehkommunion neben mir wieder so weh getan hat, das weiße Kreuz in der hl. Hostie getröstet, das ich am 4. 8. 58 gesehen habe. Ja, von diesem Trost habe ich in den Weihnachtstagen gelebt, und mit Dir, o Jesus, meine tiefe Einsamkeit und das ‚Nicht-verstanden-werden' und das ‚Die-anderen-nicht-verstehen können' ertragen.

1982

6. Januar: Jesus lehrte mich, was ich nie vergessen werde, daß die anderen mit ihrer Handkommunion kein Unrecht begehen. Aber von mir verlangte der Herr, daß ich es nicht tue. Es würde Jesus von mir sehr kränken.

19. Januar: „Ich werde dir alles geben, worum du Mich bittest, wenn du nur auf Meine Anbetung bedacht bist."
25. Januar: Auf einmal bei der Wandlung … Jesus war so erhaben in Seinem heiligsten Blut, daß man es nicht zu fassen vermag mit menschlichen Gefühlen und Worten.
11. April: Da schenkte mir der Herr ein Licht bei der Erhebung des Kelches: „Sieh, Mein heiligstes Blut wäscht immer und jederzeit wieder all deine Sünden ab", sagte der Herr, und ich wußte, daß ich gerade diese täglichen Verkehrtheiten und täglichen Sünden immer wieder und gleich nachher zu Ihm bringen dürfe, daß Er sie abwäscht mit einem Tropfen Seines heiligen Blutes …
14. April: Nur dazu hat Er mir die Gnade gegeben, daß ich, die Ihn so gesehen hat (am 4. 8. 1958), ganz für Ihn da bin, weil ich Ihn so kenne, wie Er in der hl. Hostie ist.
23. April: Da schenkte mir Jesus eine tiefbeglückende Schau Seiner allerheiligsten Menschheit: Es war wunderbar, wie Er selbst im weißen Gewand vom Tabernakel herabstieg, voll unendlichen Wohlwollens, nicht nur für mich, sondern für alle Menschen, wenn ich auch allein in der Kirche war. Jesus war sehr, sehr schön und liebenswert und anbetungswürdig und erhaben, und er zeigte sich mir wieder ganz neu und mit unendlich vielen erhabenen göttlichen Eigenschaften …
19. Dezember: Bei der Danksagung sagte der Herr auf einmal: „Sieh, Ich bin aus der Herrlichkeit, dem Reichtum Meiner unendlichen Glückseligkeit des Himmels, in eure Armut gekommen. Ich habe diese eure Armut aus Liebe zu euch angenommen. Bedenke, von welchem Reichtum ich herabgestiegen bin!"

1983

21. März: Bei der hl. Wandlung und der Erhebung des Kelches sagte auf einmal eine Stimme in mir ganz deutlich: „Sei dankbar, daß dich dieses kostbare Blut erlöst hat!"
5. Mai: Während der hl. Messe … stand auf einmal Jesus so lebhaft und wirklich neben dem Tabernakel, und Sein allerheiligstes Antlitz war so anmutig, unendlich liebenswert und geheimnisvoll schön, daß ich nur immer schauen konnte. Aber das Geheimnis Seiner Anziehung war so groß, daß ich abends bei der Anbetung nichts anderes beten konnte, als Sein heiligstes Antlitz zu loben, zu preisen, zu lieben und anzubeten.
7. Mai: Auf einmal … sagte Jesus: „Schau, wie Ich in der Brotsgestalt nicht einmal ein Menschenantlitz habe wie ihr! Schenk Mir den Trost, daß du dich niederkniest, wenn du Mich empfängst!"
10. Mai: Da, auf einmal, ohne daß ich gefaßt war, stand Jesus groß im golden glänzenden Meßkleid da, als der Priester mit dem Kelch und der Patene sprach: „Durch Ihn und mit Ihm und in Ihm …", und auf einmal war es nicht mehr N., der Kelch und Patene erhob, sondern Jesus selbst,

zum Himmel, d.h. zum Vater aufschauend, so majestätisch wunderbar und erhaben und zugleich so anziehend und liebenswert für alle Menschen, daß ich aus dem Staunen und Schauen nicht herauskam … und dabei sah ich alle Menschen, die um den Altar standen, noch genau so, aber alles war wie durchsichtig, der Altar, die Landschaft die Menschen, der Pater im Hintergrund, und Jesus war so unsagbar wirklich da, daß ich meine, alle müßten Ihn genau so gesehen haben wie ich, den unsagbar erhabenen Blick zum Himmel gerichtet und sich opfernd für die Menschen.
18. Juni: Da sagte der Herr bei der Abendbetrachtung: „Bedenke, was Ich in der Hostie leide!“

1984

4. Oktober: Bei der hl. Wandlung sah ich, wie Jesu kostbares Blut meine Seele reinigte. Ich sah die Verwundung der Sünde auf meiner Seele und wie das heiligste Blut reinigend darüber floß. Da war ich sehr glücklich und beruhigt …
8. November: Bei der hl. Wandlung, während der Erhebung des Kelches und noch einmal bei der Danksagung hörte ich die Worte und erkannte die Wahrheit: „In Meinem Blut kannst du alles, in Meinem Blut bekommst du die Kraft, alles tun zu können.“

1985

5. Februar (ihr letztes Zeugnius): Heute bei der hl. Kommunion erkannte und schaute ich Jesus so wunderbar, aber ganz verhüllt in einem Licht, das Seine Größe und Erhabenheit und göttliche Majestät ahnen ließ. Unendlich anbetungswürdig war Er im Licht Seiner Gottheit.
Zwei Monate später, am 20. April, wurde Sr. M. Franziska abberufen in die ewige Heimat.

Es muß heute wieder mehr verkündet werden, daß das ewige Leben die faszinierende Zukunftsperspektive des Menschen ist und daher auch das endliche Leben bestimmt.
(Kardinal Walter Brandmüller)

Gott selbst ist der Himmel, der uns erwartet

Der Himmel ist ein Geheimnis Gottes, und was von uns verlangt wird, ist der Glaube. Dennoch bietet uns die Heilige Schrift auch Bilder und Gleichnisse, mit deren Hilfe wir wenigstens etwas zu ahnen vermögen.

Der Himmel wird geschildert als die volle, offenbare und herrliche Königsherrschaft Gottes. Die Seligen vor dem Thron Gottes dürfen Ihn immerdar schauen. Der Himmel ist die neue Stadt Jerusalem, in der Gott selbst das Licht ist. Der Himmel ist schließlich die ewige Hochzeit des Lammes, d.h. die Menschen, die Christus mit Seinem Blute erwarb, leben in ewiger und inniger Gemeinschaft mit ihrem Herrn. – Das, was uns so als Himmel geschildert wird, hat bereits geheimnisvoll begonnen. Das Reich Gottes ist schon gekommen, Gottes Wort ist jetzt schon unser Licht, und in der heiligen Eucharistie dürfen wir jetzt schon teilnehmen am Hochzeitsmahl des Lammes. Aber der Himmel wird das alles in Klarheit, Offenheit und Herrlichkeit sein, ohne Zeichen, ohne Hindernisse, auf einer neuen Erde, vor allem aber: für ewig! „Dann werde ich erkennen“, sagt der Apostel, „wie ich selbst erkannt bin.“
Wer sich in diese verschiedenen Bilder hineindenken und–fühlen kann, der spürt, welche Seligkeit geschildert ist. Aber in einem Punkt treffen sie alle zusammen: Himmel ist nicht eine Summe von Annehmlichkeiten, kein Schlaraffenland. Es ist müßig, sich über den Ort und die Tätigkeit im Himmel zu unterhalten, solange man die Hauptsache nicht sieht: Gott. Unser Gott ist der Himmel. Daß er selbst mit Seiner heiligen Liebe und der Fülle Seines Lebens uns nahe ist, daß unser Denken und Fühlen, unser ganzes Erleben gleichsam eingetaucht ist in Ihn, daß wir (menschlich gesprochen) randvoll ausgefüllt sind von Seiner beseligenden Nähe, ohne alle Hemmung und Furcht, ohne alle Dumpfheit und irdische Schwere – das ist der Himmel.
Wer daher nach etwas anderem fragt als nach Gott, der meint nicht den Himmel. Er denkt im Grunde an eine Art Märchenland. Und selbst die Wahrheit, daß weder Trauer noch Schmerz noch Tod mehr da sein können, ist erst das zweite. Das erste ist: Niemand anders als Er selbst, Gott, der Quell aller Freude und Seligkeit, will unser ewiges Glück sein.
An den Himmel glauben heißt daher nicht, sich ein schönes Jenseits zusammenzuträumen, sondern es heißt vielmehr: Ich weiß, daß nur Er selbst meine Seele sättigen kann, nichts anderes; und ich weiß, daß ich erst dann vollendet sein werde, ganz ich selbst, in voller Entfaltung meiner höchsten Kräfte, wenn ich hingerissen und überwältigt bin von der unverhüllten Herrlichkeit meines Schöpfers.
Alles, was unser Begreifen übersteigt, können wir immer nur ahnen von der höchsten Fähigkeit aus, die wir empfangen haben – und das ist die Fähigkeit der Liebe. Wenn

ein Mensch den anderen wirklich liebt und sich wirklich geliebt weiß, dann ist dies und dies allein die Höhe seines Lebens. Er wird nicht müde, Zeichen der Liebe zu ersinnen, und er wird nicht müde, Zeichen der Liebe zu empfangen. Seine Gedanken, seine Sorgen kreisen um den geliebten Menschen. Er mag Arbeit oder Leid haben, aber was ihn innerlich ausfüllt, ist seine Liebe und die Liebe, die er empfängt. Es müßte doch ein sehr komisches Brautpaar sein, wenn der Bräutigam erklärte, daß sein einziges Glück das Kartenpielen sei – oder die Braut, daß ihr höchstes Ziel das Auto und das Geld ihres Bräutigams sei. Diese beiden wären unfähig für das wirkliche Glück, weil sie ja nicht wirklich lieben.

Das ist nur ein Vergleich, denn unter Menschen kann das alles auch Illusion sein und ein kurzer Rausch, der schnell vergeht, weil der Sinnenreiz bald abstumpft. Und selbst wenn es mehr ist, so gehen doch die festlichen Zeiten der glücklichen Erfüllung leider schnell vorüber, unser Herz wird müde, alltäglich und stumpf. Aber die wenigen Augenblicke, von denen wir gerne möchten, daß sie ewig bleiben, lassen uns ahnen, was der Himmel ist: Der Mensch wird Teilhaber der Liebe Gottes sein, die unerschöpfbar ist, glühender, leidenschaftlicher, beglückender als menschliche Liebe je sein kann.

Der Heilige Geist Gottes selbst (der ja die Liebe ist) wird die enge und kümmerliche Liebesfähigkeit unseres Herzens reif machen, unermüdbar und unversuchbar. Mit Christus werden wir teilnehmen an der ewigen Zwiesprache zwischen Vater und Sohn. Und da wir ganz erkennen, was es heißt, Kind Gottes zu sein, können wir nicht müde werden, darüber zu staunen, *daß* wir es sind. Eine ganze Ewigkeit reicht dann nicht aus, um die Seligkeit auszukosten, die wirklich hinter den beiden Worten steht: Vater unser. Dann nämlich, wenn man sie nicht mehr gedankenlos murmelt, wie wir es jetzt tun, sondern wenn man sie sprechen darf im „Lichte Seines Angesichts“.

Wir verstehen jetzt, warum die so oft gestellte Frage, was die Seligen des Himmels dann tun, wenn sie des ständigen Halleluja-Singens müde sind – warum diese Frage so töricht ist. Sie ist es deshalb, weil hinter einer solchen Frage ein völlig verkehrtes Gottesbild steht: nämlich die Vorstellung eines müden und hilflos lächelnden Großvaters. Aber diesen Gott gibt es nicht. Und der Gott, der schon diese Erde, den „Saum Seines Mantels“, so schön gemacht hat, daß ein junges Herz nicht müde werden kann, sie zu durchwandern und anzuschauen, dieser Gott ist reich genug, um immer neu, immer von neuem herrlich zu sein. Die Entdeckungsfahrt in Seine Fülle hat kein Ende.

Und was ist schließlich damit gemeint, wenn es heißt, daß die Seligen vor Gottes Thron singen? Es will sagen: Gottes Nähe ist so, daß der Mensch immer aufjauchzen möchte. Das kann er natürlich auf dieser Erde nicht. Denn da gibt es auch Grund genug zum Weinen. Da gibt es nur wenige Stunden, in denen die überströmende Freude uns fast den Atem verschlägt und wir unser Glück hinaussingen müssen. Aber Gott ist so, daß vor Seiner unverhüllten Herrlichkeit nichts „Vernünftigeres“ zu tun bleibt, als ohne Ende zu jubeln.

Der Himmel ist nach den Worten der Schrift die „Hochzeit des Lammes“ (Offb 19,7), er ist ewige Feier. Und so richtig die Behauptung auch ist, daß man auf Erden nur schwer eine Reihe von Festtagen erträgt, so falsch ist das für den Himmel. Denn dort weiß man, was man feiert: man hat keine Programmsorgen, auch nicht für ein ewiges Fest.

Die Seligen wissen, und sie wissen es mit staunenden und erschütterten Herzen, was wir nur ahnen: Sie wissen, wer Gott ist: die Erfüllung aller Sehnsucht und die einzige Seligkeit des Menschen.

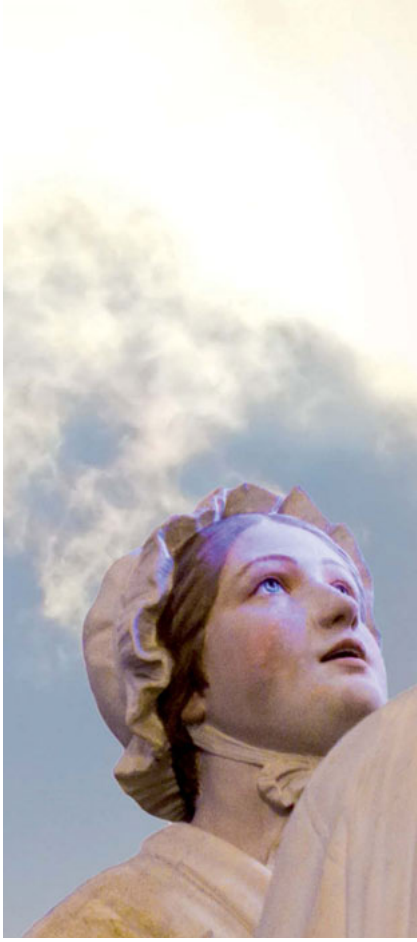
Seit über 170 Jahren gehört La Salette zu den bedeutendsten marianischen Wallfahrtsstätten der Christenheit.
Was diesen Ort – neben dem Ernst der hier überbrachten Botschaft – so einzigartig macht, ist seine Lage inmitten der Schönheit der Berge, die wie ein Diadem das Heiligtum umgeben.

Ein „vergessener“
Gnadenort

Salette

Es geschah hoch oben
in den Bergen
der französischen Alpen,
am 19. Sptember

1846



Die 15-jährige Melanie, wortkarg und scheu, das vierte von insgesamt zehn Kindern der ärmlichen Familie Calvat aus Corps, war damals in der Saison des Jahres 1846 im Dorf La Salette bei der Familie Pra als Hirtin eingestellt. Seit Mitte September war auch der 11-jährige Maximin Girault hier im Weiler Les Ablandins, um beim Nachbarn auszuhelfen. Obwohl er ebenfalls aus Corps stammte, hatte ihn Melanie zuvor noch nie gesehen. Als sie nach ein paar Tagen erstmals gemeinsam ihre Kühe die steilen Hänge des Gargas hinauftrieben, um sie auf dem kleinen Plateau der Gemeindealm weiden zu lassen, erlebten die beiden Kinder die Gnadenstunde ihres Lebens. Es war Samstag, der 19. September, der Vortag des Festes der schmerzhaften Gottesmutter.

Nachdem sie ein wenig ausgeruht und dabei ihre Brote verzehrten hatten, sahen sie plötzlich in einer Mulde etwas, das aussah wie eine leuchtende Kugel. Und als sie scheu näher kamen, erkannten sie eine Frau, die auf einem Stein saß das Gesicht in ihren Händen verbergend, so als wäre sie von einem schweren Kummer niedergedrückt. Dann richtete sich die Gestalt

auf und begann zu ihnen zu sprechen: „Kommt näher, meine Kinder, fürchtet euch nicht! Ich bin hier, um euch eine wichtige Botschaft zu bringen.“ Ihre Stimme klang innig und mild wie Musik.

Die „Schöne Frau“ schwebte ihnen ein kleines Stück entgegen, sodaß sie ganz nahe bei ihnen war. Eine Frau voll Hoheit und Majestät und doch voll Mütterlichkeit stand vor den Kindern. Sie war so schön, daß die Kinder fortan nur einen Namen für sie hatten: „*La belle Dame* – die Schöne Frau“.

Sie trug ein Sonnengewand, und zahllose Sterne erstrahlten darin. Bunte Rosen krönten ihr Haupt, säumten ihren Schal und schmückten ihre Schuhe. Über dem langen, weißen Gewand trug sie eine goldgelbe Schürze und über dem Schultertuch lastete eine schwere Kette. An einer feineren Kette hing ein strahlendes Kreuz mit einem Hammer und einer Zange auf dem Querbalken, und Christus hing am Kreuz, als wäre er lebendig. Alles Licht, in das die Erscheinung getaucht war, ging von ihm aus. Das Antlitz der Frau leuchtete in hellstem Glanz.

Während sie zu ihnen sprach und ein paar Handbreit über dem Boden schwebte, weinte sie ununterbrochen. Doch die Tränen fielen nur bis zur Höhe des Kreuzes auf der Brust und lösten sich dann in Lichtperlen auf. Alles leuchtete und schimmerte, funkelte und strahlte.

Dann sprach sie weiter zu den Kindern: „Wenn mein Volk sich nicht unterwerfen will, bin ich

gezwungen, den Arm meines Sohnes fallen zu lassen. Er ist so schwer und so drückend, daß ich ihn nicht länger zurückhalten kann. Schon so lange leide ich um euch. Wenn ich will, daß mein Sohn euch nicht verlasse, bin ich gezwungen, ihn ohne Unterlaß für euch zu bitten. Ihr aber macht euch nichts daraus. Ihr könnt beten und tun, soviel ihr wollt, nie werdet ihr mir die Mühe vergelten können, die ich euretwegen auf mich genommen habe."

La Salette ist – wie auch Lourdes und Fatima – ein Aufruf zur Umkehr und eine Erinnerung daran, daß es kein Heil gibt ohne das Kreuz und ohne das kostbare Blut des Lammes.

„Sechs Tage habe ich euch zum Arbeiten gegeben. Den siebten Tag habe ich mir vorbehalten, aber man will ihn mir nicht zugestehen. Das ist es, was den Arm meines Sohnes so schwer macht … Die Fuhrleute können nicht fluchen, ohne dabei den Namen meines Sohnes zu mißbrauchen. Das sind die beiden Dinge, die den Arm meines Sohnes so schwer machen … Wenn sie verdorbene Kartoffeln gesehen haben, haben sie geflucht. Das Getreide wird weiter verdorren, es wird Mißernten geben und die Trauben werden verfaulen. Eine große Hungersnot wird kommen, und viele Kinder werden in den Armen ihrer Mütter sterben."

Bild links: Prozession zu Ehren der Gottesmutter am 15. August. Unwillkürlich denkt man an die Wüstenwanderung der Israeliten und die Feuersäule, die ihnen vorauszog und die in der Liturgie auf die allerseligste Jungfrau hin gedeutet wird. So heißt es etwa in dem Meßformular „Maria, Hort des Glaubens“: „Du, Jungfrau Maria, bist wie die flammende Feuersäule, die bei Tag und Nacht vor dem Volk in der Wüste herzog, um ihm den Weg zu zeigen“.

Und nun teilte sie jedem der beiden Kinder ein persönliches Geheimnis mit. Dann sprach sie weiter:
„Wenn sie sich bekehren, werden sich Steine und Felsen in Getreideberge verwandeln und die Äcker werden mit Kartoffeln übersät sein … Kinder, verrichtet ihr euer Gebet recht?“ Auf ihr Eingeständnis, daß sie es nicht besonders gut täten, sagte sie weiter:
„Ach Kinder, ihr müßt euer Gebet recht verrichten und wäre es auch nur ein Vaterunser und ein Ave Maria, am Morgen und am Abend, wenn ihr nicht mehr Zeit habt. Habt ihr aber mehr Zeit, so betet doch mehr! … Im Sommer gehen nur ein paar ältere Frauen zur Messe. Die anderen arbeiten sonntags den ganzen Sommer hindurch. Und im Winter gehen sie nur zur Messe, um sich über die Religion lustig zu machen. Wie Hunde laufen sie zur Fastenzeit in die Metzgerei.“ Und nach einer kurzen Pause:
„Nun denn, Kinder, teilt dies meinem ganzen Volk mit!“ Dann schwebte sie auf eine kleine Anhöhe und entzog sich dort ihren Blicken.

Was sie eben auf dem Berg erlebten, haben die Kinder nach ihrer Rückkehr im Haus ihres Dienstherrn sofort erzählt. Tags darauf berichteten sie alles dem Pfarrer von La Salette. Der Bischof von Grenoble, Philibert de Bruillard, der den Kindern wohlwollend gegenüberstand, verbot zunächst seinem Klerus, darüber zu predigen. Fünf Jahre dauerten die genauen kirchlichen Untersuchungen. Schließlich bestätigte er am 19. September 1851 in einem allgemeinen Hirtenbrief, daß die Erschei-

La Salette

nungen der Allerseligsten Jungfrau „alle Anzeichen der Echtheit“ an sich trügen und daher die Gläubigen berechtigt seien, sie als „unzweifelhaft und verläßlich“ anzunehmen.
Bereits ein Jahr danach wurde der Grundstein für die Errichtung einer Kirche gelegt. 1879 wurde sie eingeweiht und in den Rang einer Basilika erhoben. Aus der Gruppe von Diözesanpriestern, die sich seit dem Bau der Kirche um die Betreuung der Pilger kümmerten, entstand die Kongregation der Missionare Unserer Lieben Frau von La Salette, zu der heute weltweit an die 900 Mitglieder gehören.

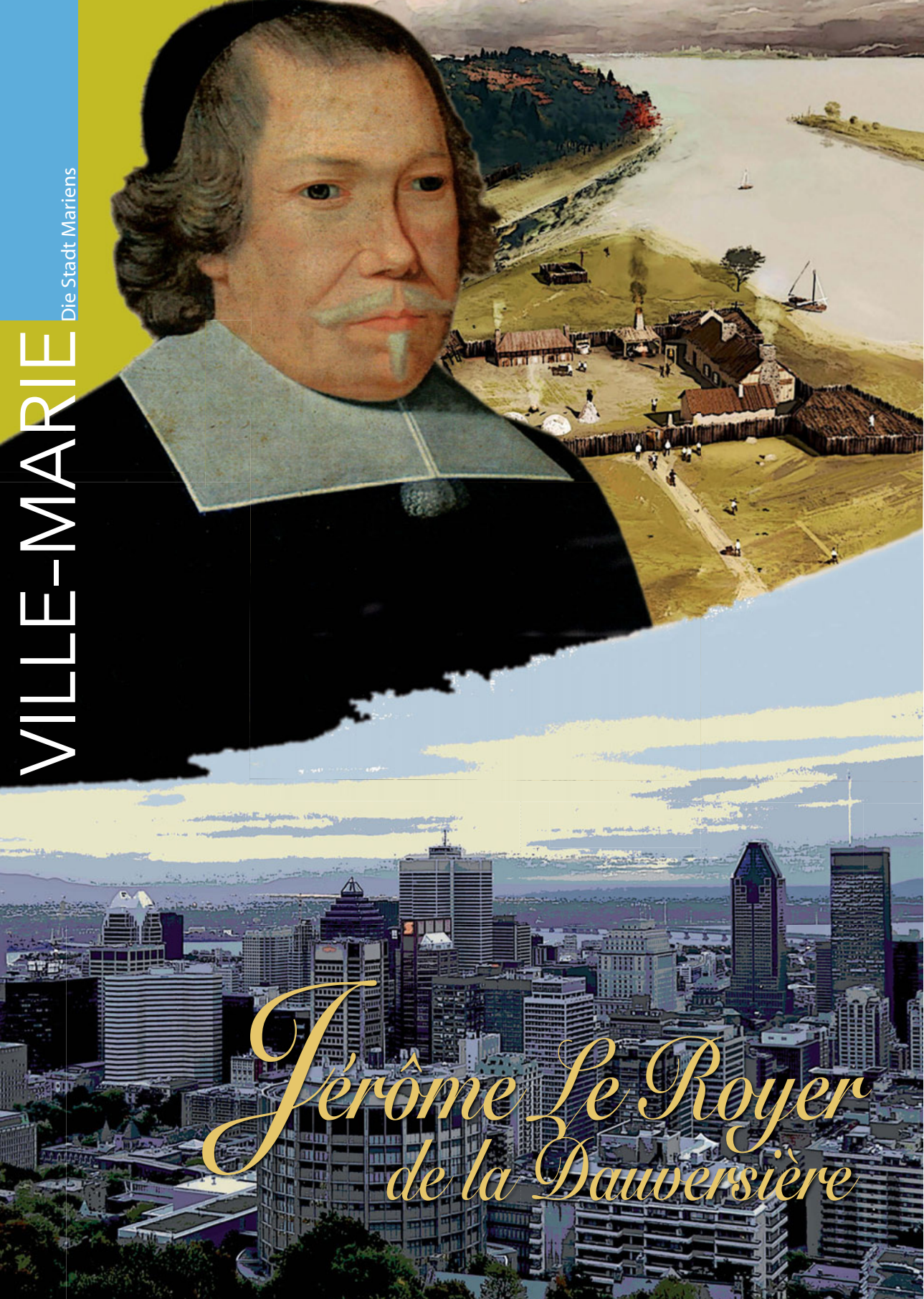
Für Maximin, dem durch die Ereignisse vermehrte Aufmerksamkeit zuteil wurde, eröffneten sich zunächst verschiedene Perspektiven (Priesterseminar, Studium usw.). Schließlich kehrte er aber wieder in seine Heimatstadt zurück, wo er früh starb. Melanie wurde Ordensfrau. Als „Schwester Maria vom Kreuz“ lebte sie – verehrt und verkannt – in verschiedenen Gemeinschaften in Frankreich, England und zuletzt für längerre Zeit in Süditalien, wo sie im Alter von 73 Jahren in Altamura verschied.

Wer La Salette heute besucht, spürt sofort, daß dort vieles anders ist. Gerade weil es nichts gibt als nur die mächtige Kirche, die Stätten der Erscheinung, die Pilgergebäude und die Berge mit ihrer majestätischen Schönheit, ist alles eine einzige Aufforderung zur inneren Einkehr und zum Gebet. Selbst das ständige Kommen und Gehen der Gäste strahlt eine gewisse Ruhe aus. Das gibt dem Ganzen jene friedliche Note, die wohl jeder erfährt, der hier einige Tage verbringt.
Das Pilgerhospiz mit seinen über 600 Betten ist für die Besucher bestens gerüstet und mit allem ausgestattet, was für ein Leben dort oben erforderlich ist.
La Salette ist eine bleibende Botschaft – auch für unsere Zeit. Einst sandte Gott die Propheten, um sein Volk wieder zurückzuführen zu den Quellen

des Lebens. Nun ist es die Mutter des Herrn selbst, die uns dazu ermahnt. Denn die Versuchung, eine Welt ohne Gott zu bauen, ist aktueller denn je. Auch heute würde sie Tränen vergießen über die Not unserer Tage, über die millionenfach abgetriebenen Kinder, den verschwenderischen Umgang mit den Gaben der Schöpfung, über die Sünden der Priester, den Hunger in der Welt, die Mißachtung des Sonntags, und weil der Name des Herrn verspottet und das Kreuz in den Christen weltweit verfolgt wird.

La Salette ist ein Gnadenort, der zur Umkehr ruft, der an die fundamentalen Gebote Gottes erinnert und an die Grundlagen unseres christlichen Glaubens. Vor allem aber ist La Salette eine Erinnerung an die Liebe des Vaters, der uns Seinen Sohn gab, dargestellt durch das große Kreuz, das die „Schöne Frau“ über ihrem Herzen trägt.

Vielleicht ist dies überhaupt die eigentliche Botschaft von La Salette – dieser stumme Hinweis darauf, daß das Heil der Welt nur erwirkt wird durch das kostbare Blut Jesu Christi, und daß es keine Erlösung gibt ohne das Kreuz.


VILLE-MARIE
Die Stadt Mariens
Jérôme Le Royer
de la Dauversière

Jérôme Le Royer de la Dauversière

Gründer der „Töchter des heiligen Josef“

Der Mann, der Montreal geplant hat

Jérôme Le Royer war ein einfacher Laie, von Beruf Steuerbeamter und eine lokale Persönlichkeit in der kleinen Stadt La Flèche an der Loire. Er hätte dort mit seiner Frau und seinen Kindern ein ruhiges Leben führen können, aber er war erfüllt von dem großen mystischen Atem und dem missionarischen Eifer, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts Frankreich erfaßte. Seine Liebe zum heiligen Josef und die Verehrung der Heiligen Familie veranlaßten ihn dazu, den Armen zu dienen, sich für Krankenhäuser zu interessieren und dafür eine eigene Gemeinschaft zu gründen, die „Töchter des heiligen Josef“. Schließlich wird er von diesem Geist gedrängt, noch viel weiter zu gehen. Ohne selbst jemals Frankreich verlassen zu haben, wird er zum Ursprung und Initiator der Stadt Montreal. Er war ein „Abenteurer der Seele“, der im Vertrauen auf Gott den Rahmen des Gewöhnlichen überschritten hat. Aus der Nähe bestrachtet eine unglaubliche Geschichte. Und doch ist sie real. – Sie ist wahr geworden …

Das Jahrhundert der Seelen

Nach dem Hundertjährigen Krieg, in dem England 1453 unterlag, war Frankreich die führende Macht in Europa. Das Land hatte sich erholt und die italienische Renaissance begrüßt: die Schlösser an der Loire sind bis heute das großartige Zeugnis. Dann kam eine kulturelle Wende: der Protestantismus wurde eingepflanzt, und es begannen die dreißig Jahre dauernden Religionskriege (in Deutschland begann diese Tragödie einige Jahrzehnte später). Eine Art „protestantischer Staat im Staat“ wurde in Frankreich geschaffen, und die große Mehrheit der Opfer waren Katholiken. 1598 endeten die Hugenottenkriege, und es begann unter den Königen Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. der politische und gesellschaftliche Wiederaufbau.

Die Reaktion Roms auf diese Situation war das Konzil von Trient (1545–1563), wodurch es ein paar Jahrzehnte später zu einer großen Erneuerungsbewegung in der Katholischen Kirche kam, die mit dem Barock eine der schönsten Perioden ihrer Geschichte erlebte. Dieser religiöse Aufbruch sollte sich vor allem in Frankreich besonders segensreich auswirken, und zwar nicht nur durch die Aktivitäten der neuen Gemeinschaften (Jesuiten, Kapuziner, Ursulinen), sondern auch durch ein förmliches Aufblühen der Heiligkeit (Franz von Sales, Vinzenz von Paul, Johannes Eudes, Olier u.a.). Es war, als ob das übernatürliche Leben plötzlich in Tausenden von Menschen unter allen Lebensbedingungen geweckt wurde. Man war bereit für alles, was dem Heil der Menschen diente. Großzügigkeit wurde zur vorherrschenden Tugend. In diesem spirituellen „Jahrhundert der Seelen“ (Peyrous) hat Jérôme Le Royer de La Dauversière gelebt.

Erziehung und Bildung

Jérôme Le Royer wurde 1579 in La Flèche geboren, am Vorabend des Hochfestes des hl. Josef. Seine Familie gehörte zum aufstrebenden Bürgertum und war seit Generationen im Dienst der Steuerverwaltung des Staates tätig. Einige Jahre seiner Kindheit verbrachte er mit der Familie im nahe gelegenen Tours, der Stadt des hl. Bischofs Martin, dann zogen sie wieder nach La Flèche zurück.

La Flèche war zunächst nur eine hübsche kleine Stadt an der Loire mit etwa 1500 Einwohnern. Nach der Eröffnung des Jesuitenkollegs aber sollte die Stadt rasch anwachsen. König Heinrich IV. hatte 1603 dazu den Grundstein gelegt und den Bau unterstützt. Bald stieg die Zahl der Schüler auf 1500 Studenten an, von denen 800 im Internat waren, der Rest lebte in Familien oder in Pensionen. Das Kolleg La Flèche war international bekannt und hatte eine Reihe berühmter Schüler hervorgebracht, wie etwa den Philosophen Descartes, der später bekannte: „Ich war in einer der berühmtesten Schulen in Europa."

Jérôme erhielt von seinen Eltern eine sehr fromme Erziehung. Im Jahre 1607, ein Jahr nach Descartes, trat er in das Jesuitenkolleg ein und absolvierte in den folgenden sieben Jahren den gesamten humanistischen Studienzyklus. Doch das Kolleg wollte nicht nur Wissen vermitteln, sondern auch zum Glauben erziehen. Aus diesem Grund gab es in den Jesuitenkollegen sogenannte Marianische Kongregationen, in denen sich junge Menschen zusammenschlossen mit der Verpflichtung zum Dienst an den Armen und vor allem zur persönlichen Hingabe an die Heilige Jungfrau. Jérôme wurde Mitglied und bald auch Leiter einer der vier Kongregationen. Auf einer Insel in der Loire stand die kleine Kirche Chef-du-pont mit einer alten Marienstatue, die täglich von vielen Studenten besucht wurde.

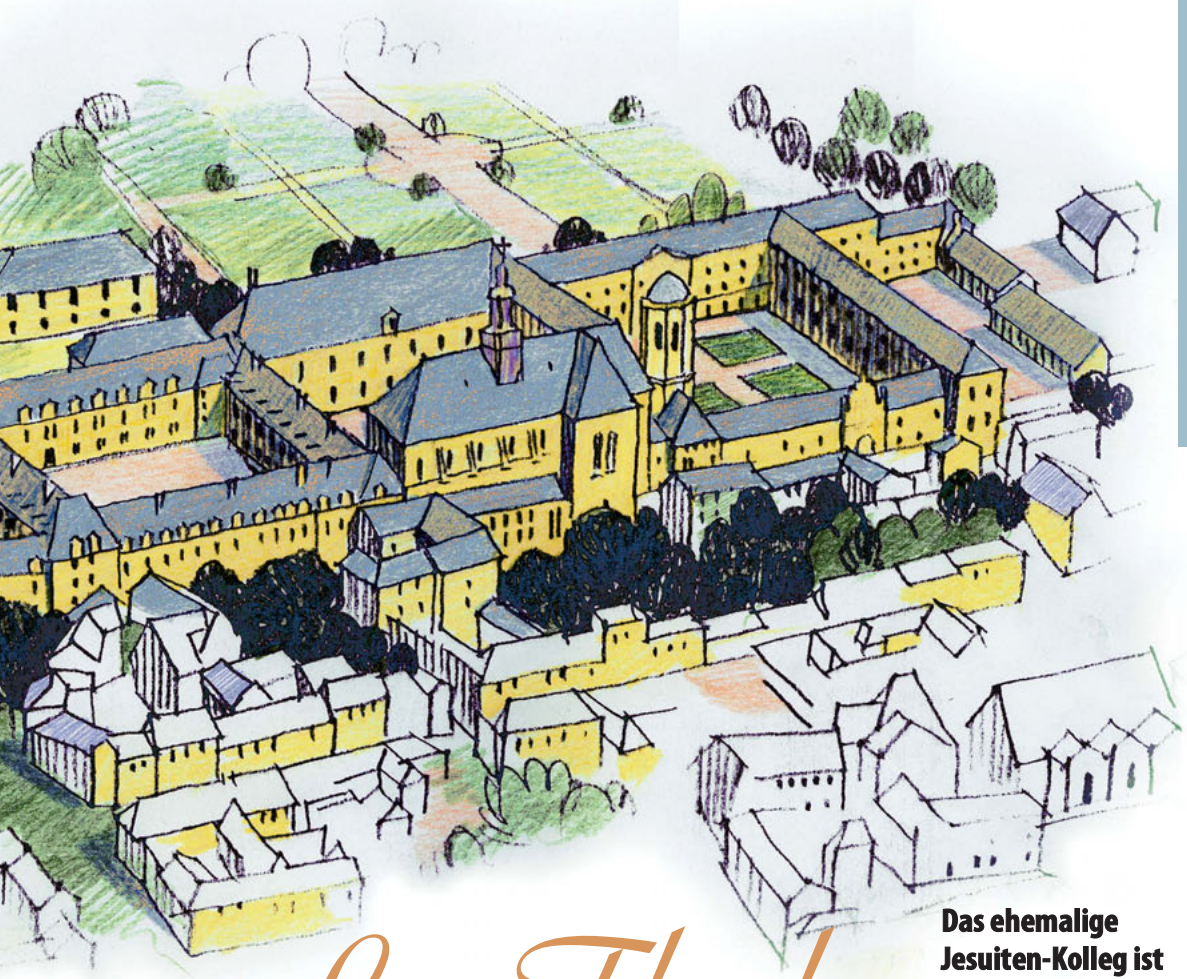
Die Größe des Institutes verlangte auch eine entsprechende Anzahl an Lehrkräften. Viele der damals bekannten Jesuiten gingen dort ein und aus, auch die heimkehrenden Missionare aus China und Kanada. Ihre Berichte wurden mit Interesse aufgenommen und hielten vor allem die jungen Leser in Atem.

Als Jérômes Studienzeit im Kolleg beendet war, übernahm er von seinem Vater den Beruf eines königlichen Steuerpächters für das Gebiet von La Flèche, ein Amt, das damals gekauft bzw. ersteigert werden konnte. Der Staat zog die Steuern nicht selbst ein, sondern über private Pächter, die sich verpflichteten, die festgesetzten Beträge im voraus auf eigenes Risiko an den Staat abzuliefern und sie dann hinterher einzeln einzuziehen bzw. „einzutreiben“. Eine schwierige Aufgabe.

Jérôme heiratet sehr früh im Alter von 24 Jahren, was damals ungewöhnlich war, aber notwendig, um „das Haus neu zu gestalten“ und weiterzuführen. Mit seiner Frau Jeanne de Beauge, die aus le Mans stammte und ebenfalls tief marianisch orientiert war, hatte er fünf Kinder. Vier von ihnen sollten später einen geistlichen Beruf wählen: Ignatius und Josef wurden Priester, Marie-Angelique trat bei den Schwestern der Heimsuchung Mariens ein und Jeanne im Alter von 13 Jahren bei den von ihrem Vater gegründeten „Töchtern des hl. Josef“; der älteste Sohn erwarb mit Hilfe des Vaters ein wichtiges Amt am Gerichtshof seiner Heimatstadt.
Jérôme selbst war ein anerkanntes Mitglied im Gemeinderat und sollte später sogar Bürgermeister werden. Aber er lehnte ab, denn er war mit anderen Aufgaben mehr als genug beschäftigt.

Ein engagierter Christ

Als sich die Recollets, ein reformierter Zweig des Franziskanerordens, in der Stadt niederließen und Jerome baten, für ihr Kloster die geschäftliche und finanzielle Verwaltung zu übernehmen, kam er auf diese Weise in einen näheren Kontakt mit den Idealen des heiligen Franziskus, die in ihm einen starken Eindruck hinterließen. Einer der Mönche, Pater Stephen, wurde von da an sein Seelenführer und geistlicher Leiter.
Das Leben von Jérôme Le Royer, der sich längst ganz auf die Seite Gottes gestellt hatte, erfuhr in den folgenden



La Flèche

Das ehemalige Jesuiten-Kolleg ist heute eine Militärakademie

Jahren eine Veränderung. Jedes Jahr erneuerten die Mitglieder der Marianischen Kongregation am Fest Maria Lichtmeß nach der hl. Kommunion die Weihe ihrer Familien an die allerseligste Jungfrau in Gegenwart ihres göttlichen Sohnes und des heiligen Josef und des ganzen himmlischen Hofes. Nachdem dies am 2. Februar 1630 in der kleinen Wallfahrtskirche auf der Loire-Insel geschehen ist, hat Jérôme unmittelbar danach ein mystisches Erlebnis. Während er in eine Art Ekstase versetzt ist, scheint es ihm „als ob Gott ihm befohlen habe, eine Kongregation von Schwestern zu errichten für das Hospiz in der Stadt“, wobei Er ihm „Wort für Wort das erste Kapitel ihrer Konstitutionen diktierte“. Jérôme ist zutiefst davon beeindruckt. Aber er tut zunächst nichts. Er wartet drei Jahre lang. Inzwischen wird er von einer unbekannten Krankheit heimgesucht, die er als Zeichen Gottes erkennt. Schließlich erfährt er eine neue mystische Gnade: sechs Wochen lang darf er ohne Unterbrechung die heilige Menschheit Jesu Christi sehen und völlig vertraut mit dem Herrn sprechen. Auf welche Weise dies geschah, visuell oder im Geist, läßt sich nicht mehr erheben. Entscheidend war, daß die Gegenwart Christi sein Leben völlig veränderte. Darüber hinaus wurde er mit einem Charisma des

Wissens gesegnet, das es ihm fortan ermöglichte, effektiv in das Leben anderer einzugreifen, für die er dann gleichsam zum Botschafter des Himmels wurde.

Zwei Jahre später setzt sich dieses innere Abenteuer fort mit einer mystischen Schau in der Kathedrale Notre-Dame in Paris. Die später von ihm gegründeten Schwestern, denen er davon erzählte, haben dieses Ereignis aufgezeichnet:

„Herr Le Royer besuchte nach seiner Ankunft in Paris wie üblich, bevor er mit seinen geschäftlichen Angelegenheiten begann, die Kirche Notre-Dame, um sich unter den Schutz der Gottesmutter zu stellen mit der Bitte, alle seine Unternehmungen zu segnen, denn er wünschte nichts anderes als die größere Ehre Gottes und die Erfüllung seines heiligen Willens.

Nach seiner Kommunion verrichtete er lange Zeit innig mit Gott vereint sein Dankgebet. Allein zu Füßen der allerseligsten Jungfrau Maria knieend, sah er wie außerhalb seiner selbst deutlich Jesus, Maria und Josef. Da hörte er Unseren Herrn zur Jungfrau Maria sagen: ‚Wo finde ich einen treuen Diener?' Er wiederholte es dreimal: ‚Einen treuen Diener!' Darauf antwortete ihm die allerseligste Jungfrau: ‚Siehe, Herr, hier ist dieser treue Diener!' Und sie nahm Herrn Le Royer bei der Hand und führte ihn zu ihrem lieben Sohn. Der Herr empfing ihn freundlich und sagte zu ihm: ‚Von nun an wirst du Mein treuer Diener sein. Ich werde dich mit Stärke und Weisheit bekleiden. Du wirst deinen Schutzengel als Führer haben. Erfülle Mein Werk, Meine Gnade wird ausreichen und dich niemals enttäuschen! Empfange diesen Ring und gib einen ähnlichen Ring all jenen, die sich in der Gemeinschaft weihen werden, die du dann errichten wirst.'" Und weiter heißt es in dem Bericht:

„Dieser gütige Gott steckte den Ring an seinen Finger. Im Ring gab es die Inschrift: *Jesus, Maria Josef*, wie ihn die Schwestern heute noch tragen, da derjenige, den Herr Jérôme Le Royer auf wundersame Weise erhielt, das Modell war, nur mit dem einen Unterschied, daß seiner aus reinem Gold war, während der seiner Töchter nur aus Silber ist."

Es ist klar, daß Herr de la Dauversière diese Vision oder diese Ekstase, die in Notre-Dame von Paris stattfand, nicht erzählt hat, nur um darüber zu reden. Sondern hier handelte es sich um ein Gründungsmoment für die kommende Schwesterngemeinschaft.

Später heißt es dann in den bischöflich genehmigten Konstitutionen, daß „alle Töchter und Laienschwestern, die für den Rest ihres Lebens Gelübde abgelegt haben, immer einen silbernen Ring an ihrem Finger tragen, auf dem die heiligen Namen Jesus, Maria und Josef, eingraviert sind. Am Ende der Messe und nach Ablegung ihrer

Dreimal sagte Jesus zu seiner Mutter: Wo finde ich einen treuen Diener?

Glasfenster in der Kapelle des Hôtel-Dieu (Hospital) in Bauge, Frankreich

Gelübde wird der vom Priester gesegnete Ring vom selben Priester an ihren Finger gesteckt …“

Was Jérôme in diesen Jahren an Gnaden erfahren hat, wurde von seinem Beichtvater und von verschiedenen erfahreren Jesuiten geprüft. Dabei waren einige sehr zurückhaltend und rieten ihm, sich lieber mit den Staatsaufgaben und seiner Familie zu befassen. Aber Gott wurde immer drängender. Sein Ruf betraf nun Montreal.

Zur Klärung dieser Fragen wurde er zu einem weiteren kompetenten Jesuiten geschickt, der ihn dann mit einem Personenkreis bekannt machte, der für ihn eine wichtige Rolle spielen sollte: nämlich mit der Gesellschaft vom Allerheiligsten Sakrament.

Jérôme wird nicht nur deren Mitglied, sondern Mitinitiator weiterer Niederlassungen. Ziel dieser Gesellschaft war es, alles zu unterstützen, was der Förderung der Nächstenliebe und der Vertiefung und Ausbreitung des katholischen Glaubens in Frankreich dient. Die Vereinigung fungierte als

Oben, von links nach rechts:
Jérôme La Royer de la Dauversière,
der heilige Vinzenz von Paul,
Baron Gaston de Renty.

ein Netzwerk, an dem einige der aktivsten Persönlichkeiten der kirchlichen Reform beteiligt waren: der hl. Vinzenz von Paul, der hl. Johannes Eudes, Jean-Jacques Olier, Gaston de Renty und viele andere. Jesuiten waren nicht beteiligt. Der Großteil der Mitglieder waren Adelige aus dem Laienstand, darunter mystisch begnadete und heiligmäßige Menschen. Zahlreiche Werke entstanden durch sie: etwa das Pariser Allgemeine Krankenhaus, Schulen und Seminare; und religiöse Gemeinschaften wurden unterstützt … Was man ihnen allerdings später vorwarf, war, daß sich die Vereinigung nicht öffentlich deklarierte, sondern mehr im Verborgenen blieb und wirkte. Der König und seine Gemahlin, Anna von Österreich, schätzten die Gesellschaft, auch Kardinal Richelieu. Ihre Nachfolger allerdings sahen das anders und erwirkten schließlich deren Auflösung.
Jérôme aber kam durch diese Mitgliedschaft mit Personen in Kontakt, die ihm bei seinen weiteren Plänen entscheidend helfen konnten.

Die Heilige Familie

Jérôme hatte bei seiner Wallfahrt am 2. Februar 1630 dem Brauch der Marianischen Kongregation entsprechend seine Familie nicht nur der Heiligen Jungfrau geweiht, sondern auch der Heiligen Familie. Diese neue spirituelle Veränderung wurde durch seine vertiefte Hingabe an den heiligen Josef bewirkt, der nun eine wichtige Persönlichkeit in seinem geistlichen Leben wird. Sein Wunsch war es, mit seiner Frau und seinen Kindern das Leben auf Erden so zu leben, wie es in Nazaret gelebt wurde. Er erkennt nun, daß sich die Freundschaft mit Christus nirgends besser vertwirklichen läßt als in der Heiligen Familie bzw. in der Nähe derer, die ihn geliebt und umsorgt haben. Die Heilige Familie ist darüber hinaus der „Ort“ der vollkommenen Einheit, der die Dreifaltigkeit des Himmels widerspiegelt. Wie auf einer *mystischen Leiter* führt der Weg vom hl. Josef zu Maria und Jesus und so zum Vater und zum Heiligen Geist.
Um diesen Weg auch anderen weiterzugeben, gründete er eine Gebetsgemeinschaft, die der Bischof als „Bruderschaft der Heiligen Familie“ offizi-

ell bestätigte. Diese Bruderschaft mit ihrer eigenen Spiritualität und dem Sitz in der neuen „Josefskapelle“ des Krankenhauses der Stadt sollte auf diese Weise zu einer Art Nährboden werden für seine geplante Gemeinschaft der „Töchter des hl. Josef“.

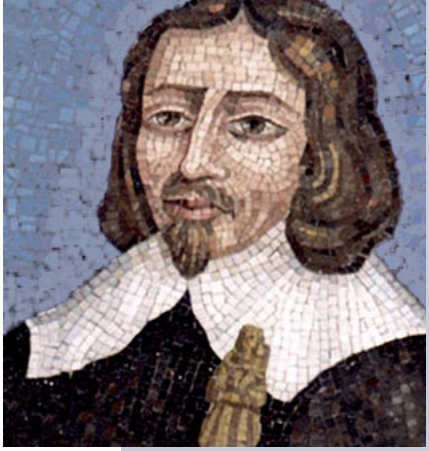


Bild oben:
Pierre Chevrier, Baron von Fancamp
Bild darunter:
Marie de la Ferre, Mitbegründerin
der „Töchter des heiligen Josef“ von La Flèche

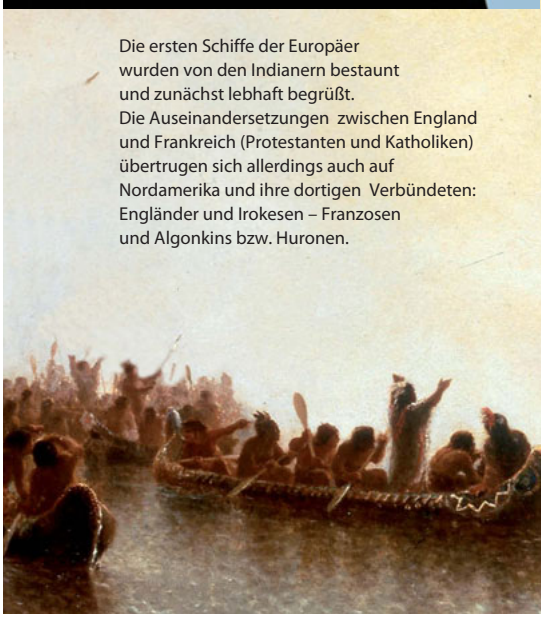
Die „Töchter des heiligen Josef“

Das Hôtel-Dieu, das Hospital in La Flèche war in einem äußerst schlechten Zustand. Es bestand nur aus einem Aufenthaltsraum, einem Zimmer mit zwei Betten, einer Kapelle und einem kleinen Häuschen für den Kaplan. Nachdem sich die Stadtväter vergeblich um eine Erneuerung bemüht hatten, nahm sich Herr Dauversière des Projektes an. Er wollte – ähnlich dem hl. Vinzenz von Paul – als Antwort auf das schreiende Bedürfnis der Zeit den Armen helfen, das Krankenhaus vergrößern und dort eine Gemeinschaft von Schwestern errichten.

Um diese Zeit tritt eine Person in Jérômes Leben, die ihm für seine weiteren Aktivitäten unentbehrlich werden wird: Pierre Chevrier, Herr von Fancamp, allgemein als Baron von Fancamp bezeichnet. Dieser reiche, junge Mann, der im Jesuitenkolleg der Stadt studiert, hat sein Studentenquartier im Haus des Herrn Le Royer. Er ist so berührt von dem Glauben und der Heiligkeit seines Quartiergebers, daß er sich unter die geistliche Führung Jérômes stellt, dessen „geistlicher Sohn“ und schließlich treuer Freund er wird. Er übernimmt von ihm die „Hingabe an den hl. Josef“, finanziert aus seinem Vermögen den Neubau des Krankenhauses der Stadt und wird später Priester.

In dem neuen Krankenhaus arbeiteten drei Jungfrauen ohne jeglichen Lohn, einzig aus Liebe zu den Armen und Kranken. Da lernt Jérôme eine junge Frau in der Stadt kennen, Fräulein Marie de la Ferre. Sie ist wohlhabend und fromm erzogen und versuchte bereits viermal, in ein Kloster einzutreten, was jedoch jedesmal durch eine Krankheit verhindert wurde. Schließlich riet man ihr, sich um die Kranken der Stadt zu kümmern. Da hörte sie während einer inneren Schau, bei der sie

einen großen Raum mit Betten sah, eine Stimme, die zu ihr sagte: „Das ist deine Berufung“.
Für Jérôme Le Royer war es wie eine Bestätigung des Himmels. Seine Antwort an Marie de la Ferre ist mehrfach überliefert: „Vor langer Zeit, Mademoiselle, hat der Herr mich wissen lassen, daß Sie der Eckstein einer neuen Gemeinschaft sein werden, die wir zu seinem Ruhm errichten müssen und die der Heiligen Familie geweiht ist unter dem Namen und dem besonderen Schutz des heiligen Josef.“
Marie de la Ferre brachte auch ihre Freundin mit, Anne Foureau, und zusammen mit den drei bisherigen Dienerinnen des Krankenhauses beginnen die fünf Frauen am Festtag der Heiligsten Dreifaltigkeit 1636 ihr gemeinsames Leben im Dienst der Kranken. Zugleich werden die rechtlichen Fragen besprochen: Sollen sie Nonnen mit feierlichen Gelübden werden, die in Klausur leben, wie es das Konzil von Trient für alle verlangt hat, oder sollen sie mit einfachen Versprechen leben wie die Töchter der Nächstenliebe des hl. Vinzenz von Paul, und ohne Klausur, um überall hinzugehen? Jérôme hatte sich darüber mit berühmten geistlichen Persönlichkeiten besprochen, auch mit dem hl. Vinzenz von Paul. Sie alle rieten ihm für seine Schwestern zu der Form einer einfachen Kongregation mit einfachen Gelübden, das heißt zu einem Leben wie es Nonnen führen, aber ohne Klausur und mit dem „zivilen“ Kleid der damaligen Landmädchen.
Die Stadtväter waren anfangs noch skeptisch. Doch da ihr Bemühen um Schwestern aus einem bereits bestehenden Orden vergeblich war, wurde die Leitung des Krankenhauses den „Töchtern des heiligen Josef“ anvertraut. Damit war der Weg frei, und sie konnten nun auch neue Bewerberinnen aufnehmen. Jérômes Tochter Jeanne war eine davon; sie sollte später Oberin werden.
Die Neugründung erhielt eine ausdrückliche Anerkennung durch den Bischof von Angers, der die Notwendigkeit dieser Gemeinschaftsform erkannte und ein großes Vertrauen zu Jérôme besaß.
Jérôme oblag nun die Aufgabe, sowohl materiell wie auch in geistiger Hinsicht für die Schwestern zu sorgen. Obwohl sie von zwei Jesuiten unterwiesen wurden, übernahm mit deren Zustimmung dennoch Jérôme die Rolle eines geistlichen Begleiters. Er besuchte sie regelmäßig, tröstete und ermutigte sie und war zu ihnen wie ein geistlicher Vater: „Die Wertschätzung und der tiefe Respekt, den sie für ihn empfanden, beraubten sie nicht des Vertrauens, ihm von ihren Schwierigkeiten im spirituellen und praktischen Leben der Tugenden zu erzählen.“ Dies galt auch für die weiteren Gründungen, die es bald geben sollte.



Die ersten Schiffe der Europäer wurden von den Indianern bestaunt und zunächst lebhaft begrüßt. Die Auseinandersetzungen zwischen England und Frankreich (Protestanten und Katholiken) übertrugen sich allerdings auch auf Nordamerika und ihre dortigen Verbündeten: Engländer und Irokesen – Franzosen und Algonkins bzw. Huronen.

Die Inspiration für Kanada

Jérôme le Royer ist der Gründer der „Töchter des hl. Josef". Das eigentliche große Abenteuer seines Lebens aber ist die Planung und Errichtung der Missionskolonie Ville-Marie, das heutige Montreal.

Die Entdeckung Amerikas und die Eroberung von Mittel- und Südamerika war den damals vorherrschenden Seemächten Spanien und Portugal vorbehalten. Als dann auch England und Frankreich erstarkten, versuchten sie den verbleibenden Rest, nämlich Nordamerika, für sich zu gewinnen. Zuerst begann Frankreich über den St. Lorenzstrom von Nordosten her ins Innere vorzustoßen. Ein eigenes Unternehmen wurde gegründet und mit der Erschließung von Neu-Frankreich (dem heutigen Kanada) beauftragt. Das Unternehmen erhielt das Handelsmonopol (vor allem mit Biberpelzen) und sollte dafür im Gegenzug Katholiken und Missionare in den neuen Kolonien ansiedeln. Die Kontakte mit den Indianern waren im Großen und Ganzen ausgezeichnet, sodaß die Franzosen eine echte Wertschätzung für die indianische Bevölkerung entwickelten. Darauf beruhte auch die

„Der Plan dieses neuen Unternehmens ist so absurd, dass es besser wäre, es das tollkühne Unternehmen zu nennen.“

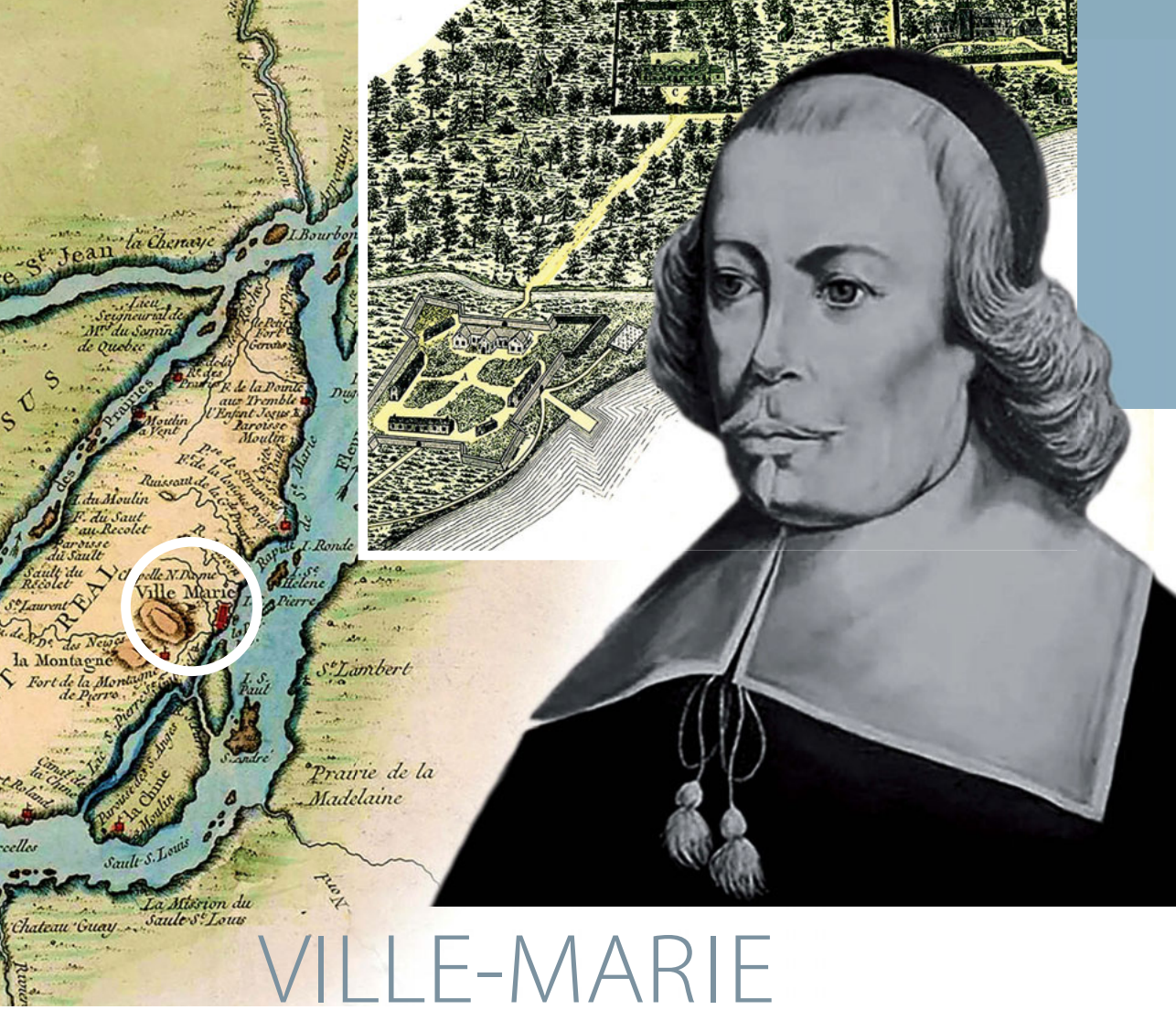
Charles de Montmagny, der Gouverneur von Quebec

erfolgreiche Missionierung der Huronen durch die Jesuiten. Hauptstützpunkt wurde die Siedlung Quebec. 250 km Stromaufwärts gab es zwar die strategisch günstig gelegene Insel Montreal, und ein französischer Adeliger erwarb sich auch das Besitzrecht der Insel mit der Auflage, daraus etwas zu machen. Aber das Gebiet war wegen der Irokesen, die mit den Franzosen-freundlichen Huronen in Feindschaft lebten, für eine Ansiedlung zu exponiert und zu gefährlich – und so blieb die Insel unberührt. Bis – ja, bis sich Jérôme Le Royer dafür zu interessieren begann, um dort zu Ehren der Heiligen Familie eine Kolonie zu gründen, deren Hauptbestandteile ein der heiligen Jungfrau geweihtes Seminar, ein dem heiligen Josef geweihtes Hospital und eine dem Kinde Jesu geweihte Schule sein sollten …

Das Missions-Projekt

Wie aber kam er auf diese Idee? Er wußte ja kaum etwas über die Insel. In den Jahren 1635 – 1636 wurde Jérôme Le Royer eine Intuition zuteil mit der immer dringlicher werdenden Aufforderung, die Evangelisierung der Indianer in diesem Gebiet in Angriff zu nehmen, wobei ihm durch innere Erleuchtung eine klare Erkenntnis der Örtlichkeiten auf der Insel Montreal und der Personen, mit denen er den Plan verwirklichen sollte, vor Augen gestellt wurde. Trotz des anfänglichen Widerwillens gegen ein „derartig verrücktes Unternehmen“ wie es ihm schien – er dachte an seine Familie, an seine Kinder, an die fehlenden finanziellen Mittel und an sein eigenes Unvermögen für ein solches Projekt – beugte er sich schließlich dem Anruf Gottes im völligen Vertrauen auf die Hilfe des Himmels.

Sein Plan sah vor, die Indianer mit der Kirche und mit dem Erlösungswerk Christi bekannt zu machen: „Zu diesem Zweck sollen zunächst etwa 40 Personen auf die Insel Montreal geschickt werden, die es dann jedes Jahr weiter zu verstärken gilt. Wir werden ihnen Vieh geben und Werkzeuge zur Verfügung stellen, und sie werden das Land roden und Häuser bauen, was einige Jahre dauern wird. Eine Schule wird eingerichtet, um die Indianer zu unterrichten und sie seßhaft zu machen, ebenso ein Krankenhaus, um ihnen in Liebe zu dienen.“ Es wurde beschlossen, das Projekt nicht den Jesuiten anzuvertrauen, sondern einer Gemeinschaft von Weltpriestern. So sollte schließlich „mit den Indianern ver-



VILLE-MARIE

eint eine neue junge Christenheit geboren werden, welche die Reinheit und Nächstenliebe der Urkirche nachahmt.“ Bei diesem „tollkühnen Plan“, wie ihn die Kritiker bezeichneten, waren die Konsequenzen nüchtern mitbedacht: nämlich daß dies einen geistlichen Kampf bedeutet gegen den Teufel, und zwar bis zum Tod.

Dies zeigt übrigens, daß Jérôme Le Royer und seine Nachfolger das Für und Wider des Unternehmens lange abgewogen hatten. Aber sie waren entschlossen, im Vertrauen auf Gott voranzugehen, egal, was es koste.

Jérôme war klar, daß er für die Realisierung des Projektes Unterstützung und geeignete Mitarbeiter brauchte. Seine zahlreichen Beziehungen kamen ihm dabei zugute, vor allem jene zur „Gesellschaft des Allerheiligsten Sakramentes“, die sich dann um dieses Projekt besonders angenommen hat.

Ein Mitglied dieser Bruderschaft wurde ihm dabei durch die Vorsehung Gottes zu einem entscheidenden Helfer und zu einem bleibenden Freund: der Priester und Mystiker Jean-Jacques Olier.

Olier gehört zu den prägenden Gestalten der katholischen Reform in Frankreich. Der hl. Franz von Sales weckte in seiner Jugend in ihm den Wunsch zum Priestertum. Nach einer Heilung in

Bild links:
Jean-Jacques Olier 1608–1657, Gründer der Kongregation der Sulpizianer und des Priesterseminars St. Sulpice in Paris, einer der großen Erneuerer des katholischen Lebens im Frankreich des 17. Jahrhunderts, Mitbegründer der Montreal-Gesellschaft Unserer Lieben Frau.

Loreto und seiner vollständigen Bekehrung mit Hilfe der Pariser Mystikerin Marie Rousseau begann er den Armen zu dienen und stellte sich dabei unter die Leitung des hl. Vinzenz von Paul, der bei seiner Priesterweihe predigte. Später gründete er eine Priestergemeinschaft, die sich in der Pfarrei Saint Sulpice in Paris niederließ. Das dort von ihm eingeführte Seminar wurde zum Vorbild für die übrigen Seminare der katholischen Welt.

Der Kauf der Insel

Die erste konkrete Aktion bei diesem Projekt war der Erwerb der Insel Montreal. Nach zähen Verhandlungen und mit der finanziellen Unterstützung seines Freundes, des Baron de Fancamp, wurde der Vertrag im Dezember 1640 rechtsgültig abgeschlossen.
Die Herrschaft der Insel wurde damit den beiden Freunden zugeschrieben, die sich ihrerseits verpflichteten, für die Besiedlung zu sorgen. Aber wie? Mit welchen Mitteln? Und vor allem: Wer sollte vor Ort die Leitung übernehmen? Nachdem die beiden bereits begonnen hatten, Vorräte zu sammeln, kam ein neuer bedeutender Helfer dazu: Gaston de Renty. Er war Laie, verheiratet, Freund und Mitarbeiter des hl. Vinzenz von Paul und in Paris eine zentrale Figur in der „Gesellschaft des Allerheiligsten Sakramentes.“ Zusammen mit Olier gründeten sie die Gesellschaft Unserer Lieben Frau von Montreal, um das geplante Missions-Projekt finanziell zu unterstützen. Die Gesellschafter wählten als Bezeichnung der Kolonie den Namen „Ville-Marie“ zu Ehren der Heiligen Jungfrau.
Zu diesen vier kamen noch vier weitere wichtige Personen dazu: die reiche Witwe und Gönnerin Angélique Faure de Buillon und Pierre de Puiseaux und schließlich als die vom Himmel geschickten Führer der Expedition: Paul Chomedey de Maisonneuve und die fromme Jeanne Mance, die beide – in mächtigen Statuen verewigt – als die eigentlichen Gründer von Montreal angesehen und bezeichnet werden.

Bild oben: Ville-Marie
Bild links:
Jeanne Mance-Statue am Maissonneuve-Denkmal in Montreal.

Paul Chomedey de Maissonneuve

Paul de Chomedey hatte sich beim Militär verdient gemacht. Seine ältere Schwester war Mitglied bei den vom hl. Pierre Fourier und der seligen Alix Le Clerc gegründeten Schulschwestern Unserer Lieben Frau. Jérôme entdeckt in Herrn Maissonneuve den idealen Mann für sein Vorhaben, einen „Mann der Tugend und des Herzens“, und beauftragt ihn mit der Leitung des Unternehmens. Die zweite Person, Jeanne Mance, war von der Spiritualität des hl. Franz von Sales tief geprägt. Nach dem Tod ihres Vaters wurde in ihr mehr und mehr das Verlangen geweckt, nach Kanada zu gehen, bis sie sich schließlich in Paris auf Anraten ihres geistlichen Leiters offen zu ihrem Vorhaben bekannte. Bald wußte die ganze Aristokratie der Stadt davon bis hin zur Königin

Jean-Jacques Olier spricht die Weiheformel vor dem Bildnis der Gottesmutter

Zum Bild auf der linken Seite:

Aus einem Brief von Jérôme Le Royer

„Ungefähr 35 wohlhabende Personen haben sich zusammengeschlossen, um für die Bekehrung der armen Indianer Neufrankreichs zu arbeiten. Sie versammelten sich gegen Ende Februar dieses Jahres 1642 um zehn Uhr morgens in der Kirche Unserer Lieben Frau von Paris vor dem Altar der Heiligen Jungfrau, wo ein Priester unter ihnen die Heilige Messe feierte und den Laien-Mitarbeitern die Kommunion gab. Jene, die Priester waren, feierten an den Altären, die den Altar der hl. Jungfrau umgeben. Gemeinsam haben sie sich selbst und die Insel Montreal der Heiligen Familie geweiht und die Insel unter dem besonderen Schutz der heiligen Jungfrau gestellt. Dies taten sie nur zur Ehre Gottes und zur Rettung dieser armen Menschen, und sie baten darum, dass ihre Gebete der göttlichen Majestät angenehm sein mögen."

Diese Versammlung mit ihrem offiziellen Charakter und ihrem Aspekt der „kollektiven Weihe" war die Geburtsstunde der „Gesellschaft Unserer Lieben Frau von Montreal".

Anna von Österreich. Sie bekam große Summen, vor allem von der Witwe de Buillon, die sich verpflichtete, ihr weiterhin zu helfen. So ausgerüstet traf sie in La Rochelle auf Jérôme Le Royer, der dort bei der Einschiffung der ersten Siedler nach Ville-Marie gerade anwesend war. Ohne einander je begegnet zu sein, erkannten sie, daß sie ein gemeinsames Ziel hatten und hier eine göttliche Führung am Werk war, für die sie nur danken konnten.

Paul de Maissoneuve wurde mit der äußeren Leitung betraut, während Jeanne Mance sich um die „inneren Dinge" und um den guten Verlauf des Unternehmens kümmern sollte.

Auf die Bemerkung von Jenna Mance, daß sie jetzt wohl nicht mehr so sehr auf das Walten der Vorsehung warten müsse, da für das Unternehmen doch alles bestens organisiert sei, gab Jérôme zur Antwort: „Ja, es ist wahr, daß ich sicher bin, daß dies das Werk Gottes ist und Er es tun wird, aber wie er es tut – ich weiß es nicht."

Damit wird ein Wesenszug sichtbar, der fortan sein Innenleben geprägt hat, ein Aspekt, der in den folgenden Jahren von allen geteilt werden mußte, die mit ihm arbeiteten: Wir müssen alles tun, um die Wege Gottes vorzubereiten, aber wir haben dafür keine menschlichen Garantien, daß es gelingen wird. – Es galt, in absolutem Vertrauen zu handeln, ganz nach dem Vorbild der Jungfrau Maria und des hl. Josef. Etwa 50 Männer waren für die Überfahrt bereit, ebenso drei Frauen. Sie hatten sich für drei, vier oder fünf Jahre verpflichtet, wobei auch die Möglichkeit bestand, für immer in Ville-Marie zu bleiben. Im Juni 1641 war es dann soweit.

Jérôme blieb in Frankreich und kümmerte sich

um die Versorgung, um die Finanzen und um die Rekrutierung neuer Siedler.
Die beiden Schiffe mit der Expedition mußten nach der Überquerung des Atlantik den Winter über in Quebec verbringen, ehe sie im Frühjahr nach Montreal weiterfahren konnten. In Quebec hatte man ihnen seitens der Jesuiten und des dortigen Governeurs von dem „verrückten Vorhaben“ dringend abgeraten, aber Maissoneuve war zuversichtlich und gewohnt, Aufträge auszuführen: „Da es von der *Gesellschaft von Unserer Lieben Frau*, die mich schickt, so bestimmt wurde, daß ich nach Montreal gehen soll, um eine Kolonie zu gründen, ist mir dies eine Ehre, und ich werde dorthin gehen, auch wenn alle Bäume auf dieser Insel sich in Irokesen verwandeln sollten.“

Die ersten Jahre in Ville-Marie

Am 17. Mai 1642 nahmen sie die Insel in Besitz. Die 44 Siedler sangen das *Veni creator*, dann feierten sie die hl. Messe, und das Allerheiligste wurde den ganzen Tag über verehrt, während man einen ersten Schutzzaun errichtete. Das Land wurde gerodet, erste Kontakte entstanden mit den Algonkin-Indianern, und im Juli wurde das erste Kind auf den Namen Josef getauft. Um eine drohende Überflutung zu verhindern, gelobte Maissonneuve ein großes Kreuz auf den königlichen Berg, den Mont-royale zu tragen und dort aufzurichten. Jeanne Mance gelang es, die ganze Mannschaft wie in einer großen Familie friedlich zu vereinen. Und der Jesuit Pater Vimont, der von Quebec als Priester mitgekommen war, schrieb in seinem Bericht über die bemerkenswerte Einheit derer, die sich dort im Jahr zuvor niedergelassen hatten, um Gott

Oben: Ville-Marie 1642, kurz nach der Gründung.
Bild rechts: Lambert Closse-Statue
am Maissonneuve -Denkmal in Montreal.
Major Lambert Closse war ein berühmter
Verteidiger von Ville-Marie.
Er starb 1662 im Kampf gegen die Irokesen.

und den Menschen zu dienen, und ebenso von der Frömmigkeit, von der alle zutiefst erfüllt waren.
Doch dieser Friede sollte nicht lange währen. Als die Irokesen die Ansiedlung entdeckten, begannen sie mit ihren gefährlichen versteckten Angriffen. Es war eine Prüfung, die in den folgenden Jahren immer schwerer wurde. Ludwig XIII. unterstützte zwar das Projekt, aber in Frankreich mehrten sich unter den Befürwortern auch Gegenstimmen und es gab Einwände, die durchaus berechtigt waren. Auch die Jesuiten selbst hatten Zweifel. In einem Brief beklagten sie die geringe Bereitschaft der Kolonisten in Montreal zur Kooperation und daß sie sich „bei ihrem wirklich großzügigen Unternehmen“ lieber einem „jungfräulichen Mädchen, das sie als heilig erklärten“, anvertrauen würden als ihren gutgemeinten Ratschlägen. Doch Jérôme war überzeugt, daß die Stiftung von Gott gewollt war.
In den folgenden Jahren vermehrten sich die Angriffe der Irokesen. Nachdem sie die Huronenmission vernichtet hatten, sollte nun Ville-Marie das nächste Opfer sein. Die Bevölkerung war verängstigt und entmutigt und nahm ihre Zuflucht zum Gebet. Monat für Monat gab es zahlreiche Tote, Verwundete und Gefangene, die verschleppt wurden und meist einem furchtbaren Schicksal entgegengingen. Eine vorübergehende Rettung waren die neuen Siedler.

Der Bau des ersten Forts von Ville–Marie im Jahre 1643, geleitet vom Militär-Ingenieur Louis d'Ailleboust, um die Palisaden von 1642 zu ersetzen.

Mit dem Geld, das Jeanne Mance von ihrer Wohltäterin Madame Buillon erhalten hatte, wurden von Maissonneuve in Frankreich 120 Rekruten angeworben, die sofort daran gingen, Ville-Marie zu vergrößern und zu befestigen und das Land weiter zu roden. Mit dabei war unter einer Anzahl von Frauen auch die 2016 von Papst Benedikt XVI. in Rom heiliggesprochene Marguerite Bourgeoys. Sie war mit Maissonneuves Schwester bekannt gewesen und sollte durch sie auch für die Schulschwestern des hl. Pierre Fourier und der seligen Alice Le Clerc interessiert werden. Aber ihr Weg war ein anderer: Bei einem Besuch des Bruders erkennt sie in Maissonneuve, der sie nun einlud, mit ihm nach Kanada zu gehen, um dort eine Schule zu errichten, jenen Mann, den sie in einem Traum

Ville-Marie – die Stadt Mariens, das heutige Montreal – wurde errichtet zu Ehren der Heiligen Familie, und um den Indianern Christus zu verkünden.

Die erste Schule, die der hl. Marguerite Bourgeoys zur Verfügung stand, war ein leerstehender Stall.

gesehen hatte. Nach Wochen des Überlegens und inneren Ringens „sieht“ sie eines Tages eine schöne Dame, die zu ihr sagt: „Geh, ich werde dich nicht im Stich lassen.“

Bei ihrer Ankunft in Ville-Marie findet sie kein einziges Kind. Sie sind alle tot. Erst acht Jahre später kann sie mit dem Unterricht beginnen, zuerst in einem leerstehenden Stall, dann in einem größeren Haus. In der Zwischenzeit wurde sie eine treue Helferin von Jeanne Mance, beide kümmerten sich um die Nöte und Anliegen der Menschen. Die von ihr angeregte Errichtung einer Kapelle zu Ehren Unserer Lieben Frau (Notre-Dame de Bon-Secours) am Ufer des Lorenz-Stromes, ist heute noch ein vielbesuchter Ort des Gedenkens und zugleich die Grabstätte der hl. Marguerite Bourgeoys.

Als Jeanne Mance nach einer Frankreichreise über hundert weitere Siedler mitbrachte, darunter 47 Frauen, zählte die Kolonie insgesamt über 450 Personen. Ein Umstand, der die Entschlossenheit der Irokesen, die Kolonie zu erobern, nur verstärkte. Damals versuchten Adam Dollard und eine kleine Gruppe von Freiwilligen der Übermacht der Irokesen mit einem Angriff bei Long Sault so lange wie möglich die Stirn zu bieten. Dieser heroische Akt der „Selbstaufopferung“ erwirkte tatsächlich die vorübergehende Rettung der Kolonie. Dann gründete Maissonneuve zur Verteidigung von Ville-Marie mit 140 Kolonisten die Miliz der Heiligen Familie. Aber auch das war zu wenig. Schließlich drängte ein eigens dafür eigesetztes französisches Regiment die Irokesen derart in die Defensive, daß sie einem Friedensabkommen zustimmten, das immerhin eine Zeit lang anhalten sollte.

Und Jérôme Le Royer?

Er war durch die Besuche von Maissonneuve und Jeanne Mance über die Situation vollständig informiert. Er war bereit, weiterhin nach Kräften für die Kolonie zu sorgen.

Über sein persönliches Leben nach der Gründung von Ville-Marie geben uns einige seiner Notizbücher Aufschluß und auch die erhaltenen Briefe seiner Freunde. Durch seinen Freund Jean-Jacques Olier war Jérôme auch mit der bereits erwähnten Pariser Mystikerin Marie Rousseau bekannt geworden, die nun für ihn zu einer Art „geistlicher Mutter“ geworden war.

Olier schrieb diesbezüglich: „Sie ist es wieder, die den Mann führt, den Gott für die Errichtung der Kirche von Kanada auserwählt hat, nämlich den Herrn Le Royer de la Dauversière. Und obwohl dieser große Diener Gottes in den Dingen, die seine Sendung betreffen, sehr erleuchtet ist, hält er es für eine ausgesprochene Gnade, mit ihr zu reden und in den wichtigsten Angelegenheiten dieses Landes ihren Rat zu erhalten.“

In ihrem Gebet glaubte Marie Rousseau auch ein inneres Wort vom himmlischen Vater zu hören, der zu ihr sagte: „Er [Jérôme] ist zu eifrig mit der zeitlichen Versorgung beschäftigt, und er glaubt, daß Mein Sohn nicht genug tun könnte.“ Und in einer prophetischen Vision sah sie Jérôme Le Royer „gedemütigt und gekreuzigt, um das Gute, das er tut, mit den Schmerzen zu vereinen, die er haben wird, bevor er an den Leiden Jesu Christi stirbt.“

Mit diesem Wissen half sie ihm, die kommenden Schwierigkeiten am Ende seines Lebens anzunehmen, indem sie ihn ermutigte, diese als eine Prüfung zu betrachten in Verbindung mit dem Leiden Christi. Es waren Prüfungen, auf die ihn auch sein Freund Kériolet aufmerksam machte, nachdem dieser in seinem Krankenhaus in der Bretagne vier besessene Frauen gehört hatte, wie sie in ihrer Wut aussagten, daß sie die Erde und die ganze Hölle in Bewegung setzten würden, um Jérôme Le Royer, seine Familie und das Haus St. Josef in La Flèche zu ruinieren. Und es kam wirklich so.

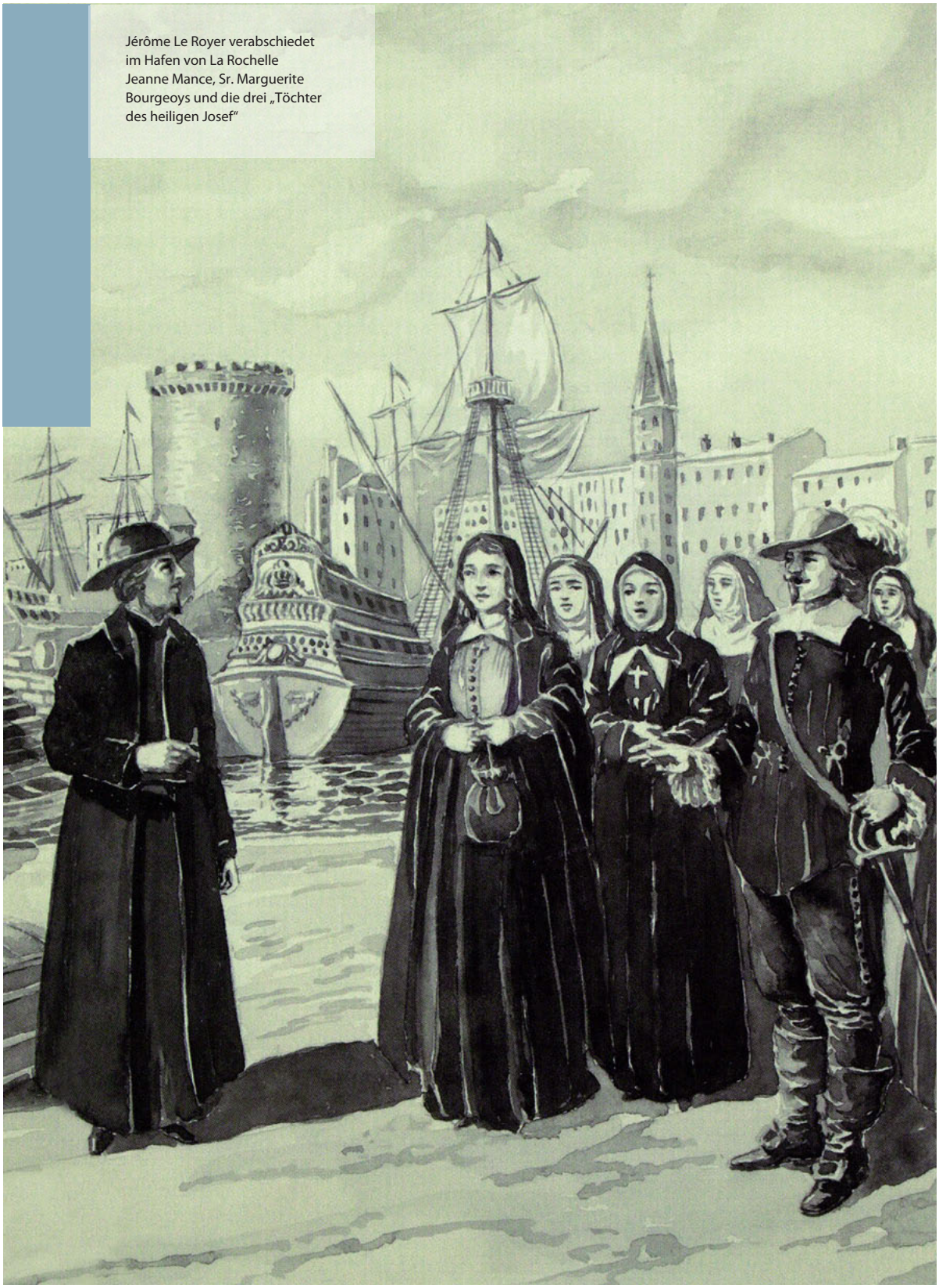
Durch drastische Steuererhöhungen , politische Unruhen in Frankreich und durch vermehrte Geldanleihen, die Jérôme tätigen mußte, um seine karitativen Werke und den Nachschub für Montreal sicherzustellen, geriet er zusehends in finanzielle Schwierigkeiten und Nöte. An einem einzigen Tag verlor er 100 000 Pfund in Waren, die ent-

Pierre Kériolet war ein bretonischer Adeliger, der im Ruf der Heiligkeit gestorben war.
Er hatte sich nach seinem ehemals unruhigen und gewalttätigen Leben bekehrt, wurde Priester, diente zusammen mit dem hl. Vinzenz von Paul den Armen in Paris,
trat der Gemeinschaft vom Allerheiligsten Sakrament und der Gesellschaft Unserer Lieben Frau von Montreal bei und wurde so ein Freund von Jérôme Le Royer.

Pierre Kériolet

weder im Sturm nicht angekommen waren oder Piraten in die Hände fielen. Die Zahl der Wohltäter und Spender verringerte sich, und die Gemeinschaft des Allerheiligsten Sakramentes wurde bekämpft und zuletzt sogar aufgelöst. Zugleich wurde es schwierig, neue Siedler für die Überfahrt zu begeistern und Arbeitsverträge mit ihnen auszuhandeln. Heimkehrer warnten vor den Risiken und Gefahren, und zuguterletzt beschuldigten ihn die Bewohner seiner Heimatstadt La Flèche sogar des Menschenhandels und der Sklaverei. Hinzu kamen außerdem noch eine ganze Reihe von äußerst schmerzhaften körperlichen Erkrankungen, denen Jérôme schließlich im Jahre 1659 erlag. Zuletzt hatte er seinen ganzen Besitz verloren.

Aber kehren wir noch einmal zurück in seine Heimatstadt zu seiner Schwesterngründung, zu den „Töchtern des heiligen Josef“, für deren Bestehen er geistlich und vor allem materiell zu sorgen hatte. Ihre Zahl und ihr Ansehen waren derart gestiegen, daß auch andere Städte nach ihrer Unterstützung verlangten. Auf diese Weise entstanden Stiftungen in Baugé, Laval, Moulins und in anderen Orten. Die Verträge mit den jeweiligen Gemeinden wurden von Jérôme unterzeichnet. Zugleich erklärten sich die Schwestern schriftlich dazu bereit, ihre Verbindung mit dem „Mutterhaus“ in La Flèche aufrechtzuerhalten. Der Bischof, der Jerome schätzte, genehmigte ihren Statuten. Erst nach dem Tod ihres Gründers wurden die „Töchter des heiligen Josef“ zur Ablegung feierlicher Gelübde und zu einem Leben in Klausur verpflichtet.



Jérôme Le Royer verabschiedet im Hafen von La Rochelle Jeanne Mance, Sr. Marguerite Bourgeoys und die drei „Töchter des heiligen Josef"

Die Wohltäterin Madame Buillon

Die Gründung des Hospitals in Montreal

Schon bei seinen ersten Gedanken an Montreal hatte Jérôme für diesen Ort ein Krankenhaus geplant, und es war klar, daß die Schwestern dazu aus seiner Gründung in La Flèche kommen sollten. Als Jeanne Mance zusammen mit Marguerite Bourgeoys in Frankreich waren, um die finanziellen Mittel für das Hospiz zu sammeln, wurden drei „Josefs-Schwestern", die bereit und dafür auch geeignet waren, von Jérôme benannt und dann vom Bischof nach Kanada ausgesandt.

In Ville-Marie hatten sich Veränderungen ergeben: Nachdem Maissonneuve die Leitung von Ville-Marie abgeben mußte (er wurde aus unerklärlichen Gründen nach Frankreich zurückberufen) und auch die Gesellschaft von Notre-Dame durch den Tod wichtiger Mitglieder geschwächt war, übernahm auf Betreiben von Jenne Mance die Priestergemeinschaft von Saint-Sulpice das Eigentumsrecht der Insel und die Sorge für die Kolonie (ein Rechtsstatus, der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts aufrecht bleiben sollte).

Jeanne Mance sollte die Verwaltung und Leitung des geplanten Krankenhauses übernehmen. Zu diesem Zweck brachte sie dann die „Töchter des heiligen Josef" nach Kanada.

Die drei Schwestern waren – in einer Haltung der vollkommenen Hingabe an Gott – bereit, in ein Abenteuer einzutreten, dessen Ausgang völlig ungewiß war. Jérôme wußte das besser als jeder andere.

Mühsam und unter großen Schmerzen hatte er die Schwestern bis zum Hafen von La Rochelle begleitet und war dort gezwungen, jenes Geld, das von der großen Wohltäterin Madame Buillon für das Hospiz in Montreal gespendete worden war, für sich zu behalten, um hier in Frankreich seine Schulden zu begleichen.

Ankunft der drei „Töchter des heiligen Josef“,
Sr. Catherine Mace, Sr. Judith de Besoles und Sr. Marie Maillet in Ville–Marie (Montreal). Zu dieser Zeit lebten dort 160 Männer, von denen fünfzig entweder Familien oder wenigstens Frauen hatten.

Rein menschlich gesehen hätte er die Schwestern ohne finanzielle Sicherheit nicht gehen lassen dürfen. Doch jetzt, am Ende seines Lebens, wußte er, daß Gott das Vertrauen des Menschen bis zu seinen letzten Grenzen führen konnte. Es war eine schwere Prüfung, zu sehen, wie Gott ihn aller menschlichen Gewißheiten beraubt hatte, damit er sich allein auf Ihn verlasse. Aber seine Arbeit würde solide sein und Dimensionen erreichen, die zu jener Zeit niemand erahnen konnte.
Aus der Missionskolonie Ville–Marie ist heute die Weltmetropole Montreal geworden. Und die drei „Töchter des heiligen Josef“ aus La Flèche, die mittellos ankamen, konnten unter der Leitung von Jeanne Mance allmählich ein Hospital errichten, aus dem sich später durch die „Religieuses Hospitalières de Saint-Joseph“ (RHSJ), wie sie heute heißen, eine Reihe weiterer Krankenhäuser in Kanada und ganz Nordamerika entwickelt haben.

Der Seligsprechungsprozeß von Jérôme Le Royer ist bereits eingeleitet. Am 6. Juli 2007 wurde ihm von Papst Benedikt XVI. der Titel eines „Ehrwürdigen Dieners Gottes“ zuerkannt.

Epilog

„Wo finde ich einen treuen Diener?“ Jérôme le Royer hörte diese Worte im Jahre 1635 dreimal vor der Statue der Muttergottes in der Pariser Kathedrale Notre-Dame. Jesus kam, um im Auftrag seines himmlischen Vaters mit seinem Erlösungswerk den Menschen zu dienen. In diese große Bewegung der Erlösung ist Jérôme eingetreten. Er machte diese geistliche Haltung zum Sprungbrett seines Lebens und betrachtete sich als Diener der Armen, als Diener der Diener der Armen und als Diener der Laien und der Priestermissionare von Neu-Frankreich.

Schwester Morin, die sich drei Jahre nach ihrer Ankunft ihnen angeschlossen hatte, berichtet, wie es den Schwestern beim Herannahen der Irokesen gewöhnlich erging: „Wenn die Sturmglocke erklang, wurde Sr. Maillet vor Angst ohnmächtig; und Sr. Macé war, solange der Lärm dauerte, in einem bemitleidenswerten Zustand. Sie flüchtete sich dann in die Gallerie der Reliquien vor das Allerheiligste Sakrament, um wenigstens so vorbereitet in den Tod zu gehen. Sobald ich hörte, daß die Irokesen fort waren, meldete ich es ihnen und rief sie dadurch wieder ins Leben zurück. Sr. Brésoles war stärker und mutiger; ihre Angst, die sie nicht bezwingen konnte, hinderte sie nicht daran, die Kranken zu pflegen und die heimgebrachten Toten und Verwundeten zu empfangen."

Bilder unten:
Denkmal der Jeanne Mance mit der Statue des heiligen Josef am Giebel des Hospitals.
Das Krankenhaus der „Töchter des hl. Josef" in Montreal.

Er wünschte nichts anderes als ganz der Diener seines göttlichen Meisters zu sein. Er selbst war nichts. Er wies nur den Weg, einen Weg, der ihm von Gott im Gebet gezeigt und aufgetragen worden war. Er hatte die ganze Kühnheit eines Menschen, der nicht für sich selbst handelte, aber selbst das Instrument kannte, das für ein Werk ausgewählt wurde, das über ihn und seine Kräfte hinausging. Er nahm es an, blind auf ein Ziel zuzugehen, das sich seinem Zugriff entzog, weil er an Den glaubte, der ihn berufen hatte. Er ging bis ans Ende seiner Grenzen – und Montreal wurde geboren.

Benützte Literatur:
Dom Guy-Marie OURY, *Jérôme Le Royer de la Dauversière, L'homme qui a conçu Montréal*, Montréal 1991 (translated by Sister Sheila Boase, R.H.S,J. 2010).
Bernard PEYROUS, *Jérôme Le Royer, De La Flèche à Montréal: un visionnaire au XVIIe siècle*, Paris 2016.
Francis PARKMAN, *Das Ancien Régime in Canada*, Bd. II, Stuttgart 1876.

Der heilige Josef – Patron Kanadas

Als nach der Erkundung des St. Lorenz-Stromes durch Jacques Cartier im 16. Jahrhundert der Franzose Samuel de Champlain im Jahre 1608 die Siedlung Quebec gründete, hatte er für die entstehende Kolonie aus seiner Heimatstadt Brouage auch Franziskaner (Récollets) mitgenommen, um das neue Land und seine Bewohner mit dem Evangelium Christi bekannt zu machen. Die Récollets, vor allem P. Joseph Le Caron (er zelebrierte das erste hl. Meßopfer auf der Insel Montreal), haben dem heiligen Josef gleich zu Beginn ihre gesamte missionarische Tätigkeit geweiht und im Jahre 1624 in einem feierlichen Akt das ganze Land und die entstehende Kirche Kanadas.

Nach den Récollets kamen die Jesuiten. Auch sie setzten die Linie dieses Vertrauens fort: der erste Indianer,

Bild links:
Josefsstatue vor dem Oratorium in Montreal, dem größten Josefsheiligtum der Welt.
Bild unten:
Statue des Franziskaners Joseph Le Caron

Montreal, Satellitenaufnahme. Der weiße Kreis bezeichnet den Beginn der Stadt, die Gründung der Missionskolonie Ville–Marie im Jahre 1642. Der hellgrüne Punkt bezeichnet die Lage des Josefs-Oratoriums, der weltgrößten Kathedrale zu Ehren des hl. Josef.

den sie tauften, erhielt den Namen Josef. Auch ihr Missionsgebiet Huronia, mit dem Zentrum „Sainte-Marie-au-pays-des-Hurons“, unterstellten sie dem Schutz des heiligen Josef.

Sr. Marie de l'Incarnation sah in einer Traumvision in Troyes (Frankreich) den heiligen Josef, der sie auf ihr zukünftiges Missionsgebiet in Kanada hinwies, wo sie eine Kapelle und die Muttergottes mit dem Jesuskind erblickte. Eine Wohltäterin, die durch den heiligen Josef geheilt worden war, ermöglichte ihr auf einem Schiff, das ebenfalls den Namen Josef trug, die Überfahrt nach Kanada, den Beginn ihrer Mission und die Klostergründung in Quebec.

Um diese Zeit entstanden auch die caritativen Werke von Jérôme Le Royer, die er zu Ehren des heiligen Josef und der Heiligen Familie in Angriff nahm. Jérôme sah die Verehrung des heiligen Josef nie isoliert, sondern immer verbunden mit der Heiligen Familie; denn dies war ja Josefs Aufgabe und Berufung, und darin bestand auch seine Größe und einzigartige Würde: als Bräutigam der allerseligsten Jungfrau für das Jesuskind und die Gottesmutter zu sorgen, sie zu behüten und sie zu lieben. Jérôme beeindruckte dabei vor allem Josefs Armut und das Beispiel seines selbstlosen Dienens. Und so kam es durch Jérôme zum Bau der Josefskapelle im Hospiz seiner Heimatstadt und zur Gründung der „Töchter des heiligen Josef“ mit dem Ziel, sie einmal auch einzusetzen im Hôtel-Dieu in Ville–Marie (Montreal).

In dieser Stadt entstand später zu Ehren Mariens nicht nur eine der schönsten Kirchen von ganz Nordamerika, die Kathedrale Notre Dame in Montreal, sondern am Beginn des 20. Jahrhunderts durch den heiligen Andreas Bessette auch das weltgrößte Josefsheiligtum: das „Oratoire Saint-Joseph du Mont-Royal“.

NOVENE UND GEBETE
ZUM HEILIGEN JOSEF

Herausgegeben
von Pfarrer Franz Xaver Hell.
40 Seiten, geheftet,
2,50 €

Je nach Wahl mit dem
Umschlagbild
1 – Kleinhain oder
2 – Segovia
bei gleichbleibendem
Inhalt.

Zu beziehen:
Verlag St. Josef, A-3123 Kleinhain,
Kremser Straße 7
Tel.:+43(2742)360088, Fax:+43(2742)20284
http://verlag.stjosef.at
Email: verlag@stjosef.at

Liebe Leserin, lieber Leser!
Wie Sie wissen, ist seit 25. Mai 2018 das neue Datenschutzgesetz in Kraft. Datenschutz ist auch uns ein Anliegen. Ihr Name und Ihre Adresse werden daher bei uns ausschließlich zum Zweck des Heftversandes gespeichert.
Falls Sie unser Heft „St. Josef" in Zukunft nicht erhalten wollen, ersuchen wir um Mitteilung. Name und Adresse werden dann gelöscht.

Impressum: „St.Josef" – Jahresschrift für alle Freunde und Wohltäter der „Gemeinschaft vom heiligen Josef".
Inhalt und Gestaltung: P. Werner Schmid, Fotos: Michael Mayr. Alle: A-3123 Kleinhain, Kremser Straße 7,
Internet: www.stjosef.at
Tel. +43 (2742) 360088, Fax: +43 (2742) 20284
Spendenkonto Österreich:
Raiffeisenbank Region St. Pölten – Filiale Viehhofen
IBAN: AT25 3258 5000 0803 8978, BIC: RLNWATWWOBG
Spendenkonto Deutschland:
Liga Bank EG IBAN: DE63 7509 0300 0004 5009 54,
BIC: GENODEF1M05